

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Ryder Delgado

Zarangas Todeshöhle

Belgien F 32 / Frankreich F 4.40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- inkl. / Spanien P 70



Zarangars Todeshöhle

Damona King Nr. 81

von Martin Eisele

erschienen am 22.03.1982

Zarangars Todeshöhle

Etwas Furchtbares geschah mit ihr!

Julia Sallers spürte, wie die frostige Kälte in ihr höher kroch. Bewegen konnte sie sich schon lange nicht mehr.

Aufrecht wie eine Statue stand sie in der düsteren Höhle. Die schwarze Kerze vor ihr am Boden war nur noch ein Stummel, der Docht brannte schlecht. Zuckend tanzten die Lichtflecken auf den rohen Erdwänden.

Das Grauen irrlichterte in den Augen der jungen Frau.

Was hatte man mit ihr vor? Sie wollte hier unten nicht sterben. Sie wollte am Leben bleiben. Gott, sie hätte Syrgon, dem alten Totengräber, nicht vertrauen dürfen. Er hatte sie hierher gelockt und betäubt. Aufgewacht war sie in dieser schrecklichen Höhle. Die Kälte wurde schlimmer. Julias Nacken, ihre Gelenke alles schmerzte.

Ihre Muskeln schienen zu gefrieren und zu schrumpfen!

Da war ein leises, monotones Ticken. Je angestrengter sie horchte, desto lauter schien es zu werden.

Julia riß ihre ganze Kraft zusammen, verdrehte ihre Pupillen ein wenig, damit sie nach rechts hinüber sehen konnte. Sie sah Umrisse.

Dunkle, reglose Gestalten, wie sie selbst eine war. Menschen!

Und mitten unter ihnen eine hohe, massive Standuhr. Von der kam das Ticken.

Aber es war keine normale Uhr, und das Pendel, das man hinter der Glasscheibe hin- und herschwingen sah, war kein normales Pendel, sondern ein bleicher menschlicher Arm, der in einer verkrampften Hand endete…

***

Er hielt das Klappmesser so, daß Syrgon es nicht gleich sehen konnte, falls er ihn überraschte. Hart umspannte die nervige Hand den Griff der Waffe, als er durch Nacht und Nebel auf die massige Hütte des unheimlichen Totengräbers zuhetzte.

Jim Mannix schwitzte. Er hatte eine Heidenangst. Er kam an der rissigen, ausgetrockneten Bretterwand an und preßte sich dagegen.

Dann schob er sich nach links und starrte durch die dreckblinde Scheibe ins Innere der Hütte. Der Großteil des Raumes, den er einsehen konnte, war noch dunkler als die Nacht hier draußen.

Syrgon saß zusammengesunken vor dem offenen Kaminfeuer. Ein breiter Schatten vor der rotviolettgelben Helligkeit des Feuers.

Der Alte bewegte sich nicht.

Noch war er ahnungslos.

Jim Mannix atmete so flach wie möglich. Als könnte der alte Teufel seine Atemzüge durch die Hüttenwand hören! Mannix ärgerte sich plötzlich über sich selbst. Er war viel zu aufgeregt. Wenn er so weitermachte, steigerte er sich selbst in eine Panik.

Sein Gegner war gefährlich, ja, aber er war zugleich auch ein alter Mann. Schon über siebzig. Im Gegensatz zu ihm war er, Jim, jung und stark.

Jim Mannix beschloß, noch ein paar Sekunden zu warten. Er beobachtete den Alten. Keinen Augenblick lang ließ er ihn aus den Augen. Die vielfältigen Geräusche der Everglades umgaben ihn in der Dunkelheit. Einmal wurde ein krächzender Vogelschrei laut. Jim zuckte zusammen. Das Zirpen der Sumpfhühner und das Quaken der Frösche verstummte, setzte dann aber schlagartig wieder ein.

Ein Platschen war zu hören. Kurz darauf ein hartes, durchdringendes Knacken, als wäre jemand – oder etwas – auf einen morschen Ast getreten.

Jim Mannix wirbelte herum und starrte in die Runde. Eine kalte, gefährliche, bedrohliche Schwärze umgab ihn wie eine Mauer. Der Waldrand. Verfilztes Gestrüpp, Gebüsch, Unterholz. Hohe Bäume mit weit ausladenden Ästen und Zweigen und dichtem Blattwerk.

Nichts. Mannix hielt noch immer die Luft an, als er sich wieder umdrehte. Der Alte in der Hütte rührte sich nicht. Was mochte ihn so beschäftigen? Wenn er tatsächlich mit dem Teufel im Bunde stand, wie es die Leute in Corfock behaupteten, dann hielt er vielleicht gerade jetzt Zwiesprache mit dem Leibhaftigen.

Vielleicht warnte ihn der Teufel im letzten Augenblick…

Der junge, braungebrannte Mann wischte sich den Schweiß aus den Augen. Er setzte sich in Bewegung. Die Hüttentür war keine drei Schritte entfernt. Lautlos, wie ein Schatten, glitt er an der Wand entlang. Das Gras knirschte kaum unter seinen Schritten. Der Boden war krumig und trocken, und nicht mehr sumpfig, wie ein paar Yards von der Hütte entfernt. Dort lauerten tückische Morastlöcher.

Er legte seine linke Hand auf die rostige Türklinke. Die Entscheidung stand bevor. Es gab kein Zurück mehr. Jim Mannix war entschlossen, sein Vorhaben auszuführen, obwohl er wußte, was er riskierte, wenn er den Alten angriff.

Noch einmal atmete Jim Mannix durch, dann drückte er die Klinke herunter. Die Tür bewegte sich. Sie war nicht abgeschlossen. Verflucht, warum fühlt sich der Kerl so sicher? schoß es noch durch Mannix' Sinn, aber gleichzeitig handelte er auch schon.

Mit der Schulter rammte er die Tür auf, stürmte in den kleinen Raum hinein. Seine Rechte mit dem Klappmesser war erhoben und bereit, zuzustechen. Zuvor aber wollte er den Alten zur Rede stellen.

Mannix federte vor, bückte sich, packte die fleischige Schulter des Reglosen und riß daran.

Die Gestalt kippte, ohne einen Laut von sich zu geben, um.

Jim Mannix kam nicht mehr dazu, überrascht zu sein. Der Totengräber tauchte plötzlich hinter ihm auf. Ein brutaler Schlag traf Mannix in den Rücken und schleuderte ihn nach vorn. Auf das Feuer zu, das knackend und prasselnd aufloderte. Ein greller Feuerhauch schlug in Jim Mannix' Gesicht, er schrie voller Entsetzen, dann explodierte das grelle Licht in seinen Augen. Sekundenlang war er blind. Die Schmerzen spürte er kaum, als er mit beiden Händen voran ins Feuer stürzte. Asche wirbelte, Glutherde flogen hoch.

Instinktiv rappelte er sich herum. Er schrie noch immer, als er über den rauhen Bretterboden rollte.

Weitere Schläge krachten auf ihn herunter. Schon längst hatte Jim Mannix sein Messer verloren. An Gegenwehr dachte er nicht einmal.

Torkelnd versuchte er, hochzukommen. Ein weiterer Hieb. Seine Lippe platzte auf. Jim schmeckte Blut auf der Zunge und hörte jemanden kichern. Es roch nach verbranntem Fleisch.

Dann konnte er wieder sehen. Syrgon, der alte Totengräber, stand über ihm, einen armdicken Knüppel in beiden Händen, die er über den Kopf erhoben hatte. Er war bereit, ihn auf Mannix' Schädel

heruntersausen zu lassen, sobald dieser eine falsche Bewegung machte.

»Versuch es, und ich schlage dich tot«, keuchte Syrgon. Seine zusammengekniffenen Augen glitzerten eiskalt.

***

Jim Mannix kam nur mühsam wieder zu Atem. Aus blutunterlaufenen, tränenden Augen heraus belauerte er den Totengräber. »Wie hast du das geschafft?« flüsterte er voller Grauen. »Ich habe dich doch beobachtet. Du bist die ganze Zeit vor dem Feuer gesessen…«

»Hat man dir nicht gesagt, daß ich ein Verbündeter des Teufels bin?« Der Alte kicherte, wobei sich sein breitflächiges Gesicht mit der schlaffen, bleichen Haut verzerrte und einen grausamen Ausdruck annahm.

»Doch! Aber…« Jim Mannix unterbrach sich.

»Na also. Der Leibhaftige sorgt für die Seinen.« Der Totengräber bewegte sich leicht. Aber den zum Schlag erhobenen Stock ließ er nicht sinken. »Ich habe dich kommen sehen. Im Feuer. Die Flammen haben mir jede deiner Bewegungen vorgezeichnet. Der Rest war einfach. Du bist ein Tölpel. Ungeschickt. Dumm. Du hast keine Ahnung, auf was du dich eingelassen hast, auch wenn du geglaubt hast, zu wissen, was du tust.«

Jim Mannix stützte sich mit beiden Händen vorsichtig auf dem dreckigen Boden ab. Sein Herz schlug heftig. Er versuchte, logisch zu denken. Es ging nicht. Alles in ihm war in Aufruhr. Versagt! Du hast dich austricksen lassen, schrie es in seinem Schädel.

Er robbte ein paar Millimeter zurück. Die Hitze in seinem Rücken nahm zu. Dort war das Feuer.

Syrgon entspannte sich. Jetzt senkte er sogar den Knüppel, mit dem er Jim Mannix so spielerisch erledigt hatte.

»Weshalb bist du gekommen? Du wolltest mich umbringen, das weiß ich schon – aber warum? Warum wolltest du mich umbringen?«

»Was hast du Julia angetan, du Scheusal?« brüllte Mannix erregt.

»Ach, wegen Julia bist du so in Sorge? Julia Sallers?«

»Sie ist mit dir mitgegangen. Ein paar Leute haben dich gesehen!«

»O ja, natürlich, natürlich ist sie mit mir weggegangen. Sie ist hier.« Der Alte zuckte die Schultern.

Jim Mannix spannte seine Muskeln an. »Und – und was hast du mit ihr getan? Ich weiß, daß sie nicht freiwillig mit dir hierhergekommen ist!«

Der Alte kicherte. »Ich habe sie überredet, zugegeben. Aber es war die einzige Möglichkeit. Ich mußte so handeln.«

»Was du mit ihr angestellt hast, will ich wissen!« Jim Mannix kam

mit einem einzigen geschmeidigen Ruck auf die Füße, war in der Hocke und federte hoch. Aber Syrgon war noch schneller. Wie hingezaubert schwebte die Stockspitze eine Handspanne vor Mannix' Gesicht und pendelte langsam gefährlich hin und her.

»Du bist gewarnt, Mannix«, zischte Syrgon. »Versuch nicht, mich anzugreifen, du würdest es sehr – sehr bereuen! Mit mir kannst du es nicht aufnehmen, Tölpel, sieh das endlich ein.«

Mannix ballte die Fäuste. Seine Lungen pumpten. Er lief rot an im Gesicht. So hatte noch niemand mit ihm zu sprechen gewagt. Aber dieser Alte war ein anderes Kaliber Mensch. Oder war er etwa gar kein Mensch, sondern ein – ein Monstrum, ein Dämon?

Die Gedanken rasten hinter seiner Stirn. Syrgon schaute Jim Mannix belustigt an. Für ihn schien das alles ein Spaß zu sein.

»Ich habe Zeit, viel Zeit«, murmelte Syrgon, als Mannix einfach schwieg. »Willst du mir nicht noch ein paar Fragen stellen?«

»Ist Julia – tot?« quetschte Mannix endlich heraus. Sein Widerstand zerbrach. Er sah ein, daß er diesem Gegner nicht gewachsen war. Ekel und Angst stritten sich in ihm.

»Noch nicht«, erwiderte Syrgon hämisch.

»Du kannst dich in Corfock nicht mehr blicken lassen, wenn du ihr etwas antust. Wie gesagt – man hat dich gesehen. Und ich – ich habe einen langen Brief geschrieben, bevor ich dich hier in der Wildnis aufgestöbert habe. Wenn ich nicht mehr zurückkomme, dann wird man gewisse Stellen informieren…«

»Geschwätz. Ich bin nicht scharf darauf, wieder nach Corfock zurückzukehren. Ich war lange genug als Totengräber dort. Jetzt habe ich diese Tarnung nicht mehr nötig. Mein Herr hat sich endlich entschlossen, zu handeln. Und hier draußen, im Sumpf, findet mich niemand. – Es sei denn, ich will das so.«

»Dann – dann hast du…«

»O ja, dich habe ich sogar hierher geführt. Indirekt.«

Immer schlimmer verknotete sich das Grauen in seinen Eingeweiden. Jim Mannix atmete gepreßt. Er bekam einen Druck in der Magengrube, der dafür sorgte, daß er sich hilflos und schwach fühlte.

»Und Julia… Julia brauchst du – braucht ihr für eure Pläne … Ich meine – weil du doch von Handeln gesprochen hast.« Jim Mannix stammelte die Worte heraus. Der Stock bewegte sich vor seinen Augen. Von links nach rechts. Von rechts nach links.

»Julia brauchen wir, ja. Auch andere«, erklärte der Alte bereitwillig. Der Feuerschein leuchtete sein hartes, pustelbedecktes Gesicht aus. Jim sah jede einzelne Furche, jede Falte, jedes Härchen überdeutlich. Die struppigen, fettigen Haare, die lang und verwahrlost in die runzelige Stirn hingen, den alten, grauen, viel zu weiten Kittel, die ausgebeulte, fleckige Hose…

Syrgon leckte sich über die runzeligen, leicht wulstigen Lippen.
»Na, willst du sonst noch etwas wissen, Tölpel? Du bist doch gekommen, um mich auszuquetschen, bevor du mich erstichst. Ich bin gerne ehrlich zu neugierigen Leuten, vorausgesetzt sie wissen, was sie wollen. Man soll schließlich nicht lügen.« Erneut kicherte er.
Und er machte ein paar Schritte von Mannix weg. Rückwärts ging er zur Tür und schloß sie mit einem harten Ruck. Laut fiel sie zu.
»Wozu – wozu braucht ihr Julia – und andere Menschen?«
»Eine gute Frage, wirklich. Aber auch eine naheliegende. Ich beantworte sie gerne.« Er machte einen theatralischen Atemzug, dann feixte er und rieb seine linke Hand an dem Kittel ab. »Ich will meine Menschen-Sammlung komplettieren. Und indem ich dies tue, halte ich meinem Meister gleichzeitig frisches Blut bereit. Für seine Vampire. Für seine durstigen Vampire…«
Mannix verschlug es endgültig die Sprache. Der Alte war verrückt, übergeschnappt. Und lebensgefährlich. Er wußte nicht mehr, was er tat.
Mannix bewegte sich. Er kämpfte seine Angst nieder. Er durfte jetzt nicht an Julia denken. Auch nicht an seine verbrannten Hände.
Er mußte Syrgon ausschalten. Nie wieder durfte eine junge Frau in seine Falle gehen. Vielleicht konnte er ihn bluffen. Später dann konnte er nach Julia suchen…
Mein Gott, dachte er. Wenn sie nur noch lebt…
Der alte Totengräber setzte sich. Erst jetzt sah Mannix den roh zusammengezimmerten Tisch, den Stuhl. Dahinter, an der Wand, das Lattenregal. Spinnweben glitzerten.
»In einer Höhle fristen sie ihr Dasein, meine feinen Sammler-Stücke. Hihihi… Bis Zarangar, der Meister, kommt und seine Totenhöhle wieder in Besitz nimmt … Hihihi …«
Der Stock rammte auf den Boden herunter. Mannix stieß sich kraftvoll ab. Er flog durch die Luft, seine Hände packten zu und stießen durch Syrgons Körper hindurch! Dort, wo der Alte gesessen war, war plötzlich nur mehr Luft!
Ein Kichern gellte in Jim Mannix' Ohren.
Der Schlag erfolgte eine Zehntelsekunde später. Er riß Mannix von den Füßen, ließ ihn schlaff zu Boden krachen. Mit dem Gesicht nach unten blieb er liegen.
Syrgon aber kicherte, wie er selten in seinem Leben gekichert hatte. Er schüttelte sich förmlich vor Lachen.
»Damit habe ich doch von Anfang an gerechnet, Bürschchen. Dumm von dir, daß du keine weiteren Fragen mehr gehabt hast: Es ist einsam hier draußen. Eine kleine Plauderei hebt die Stimmung, hihihi. Jetzt bist du selber dran schuld, wenn du dir den Rest allein zusammenreimen mußt. Zeit dazu wirst du genügend haben, wenn du

unten in der Totenhöhle stehst und erstarrst…«

Der alte Totengräber bückte sich, packte den Bewußtlosen am Genick und schleifte ihn zur Tür. Mit der Linken öffnete er sie, dann trat er in die Nacht hinaus. Wolkenverhangen war der Himmel. Der Mond war dahinter versteckt, ebenso die Sterne. Es war stockfinster, aber Syrgon fand sich zurecht. Er brauchte kein Licht, um seinen Weg gehen zu können.

Den getarnten Einstieg zu Zarangars Totenhöhle erreichte er wenig später. Er wuchtete die Abdeckung hoch, zerrte sie zurück, ohne Jim Mannix loszulassen.

Das dunkle Loch klaffte vor ihm im Boden. Von unten war das Ticken der Totenuhr zu hören. Syrgon stellte das mit einem genießerischen Schmatzen fest. Der Meister konnte mit ihm wirklich zufrieden sein.

Er stemmte Mannix' schlaffen Körper hoch, ruckte ihn sich über die massigen Schultern und stieg die steile Treppe hinunter. Mannix' Arme schlenkerten hin und her.

Kälte schlug dem unheimlichen Totengräber entgegen, je tiefer er kam. Auch wurde das Ticken der Uhr lauter. Wie Hammerschläge.

Die Schwarze Magie, die von der Totenuhr ausstrahlte, war für Syrgon körperlich spürbar.

Ein eisiger Hauch…

Er erreichte den Fuß der Treppe, ging weiter und kam durch den bogenförmigen, niederen Durchgang in die Haupthöhle.

Winzige Kerzenflämmchen zuckten unter dem Luftzug. Vage wurden Syrgons andere Opfer davon beleuchtet.

Reglos und schweigend standen sie da. Sie umringten die Totenuhr. Verzerrte Gesichter sah man. Grauenerfüllte, geweitete Augen.

Aufgerissene Münder. Bleiche Haut. Ängstlich und abwehrend erhobene Hände. Und –Es war gut, daß Jim Mannix ohnmächtig war. Der Anblick, der sich hier unten bot, war so grauenhaft, daß er einem nicht darauf vorbereiteten Menschen den Verstand rauben würde…

***

Das Gespensterschiff blieb auf Kurs.

Durch pechschwarze Wogen pflügte es, die vermoderten, schimmeligen Segel waren gebläht, obwohl es fast windstill war. Dunkelheit hüllte es schützend ein. Meer und Himmel bildeten eine tintige Einheit, so daß es aussah, als würde der uralte Dreimastsegler durch die düsteren Weiten des Nirgendwo gleiten.

Nur das gelegentliche harte Platschen der Wellen gegen Bug und Schiffsflanken störte diesen Eindruck.

Das hier war nicht das Nirgendwo, sondern der Golf von Mexiko, und es war auch eine reale Finsternis. Nur das Schiff war nicht real.

Schwarze Zauberei hatte es neu entstehen lassen. Hatte es wieder an

die Meeresoberfläche gebracht, und seinem nassen Grab in den Tiefen des Ozeans entrissen.

Schwarze Zauberei hatte aus einer weißen, schnittigen 60-Yards-Yacht namens OSIMDAS das Geisterschiff ASMODIS werden lassen.

Aus den Ritzen zwischen den morschen Decksplanken quillt Blut!

In der Takelage hängen Tote, die nicht wirklich tot sind. Und auch der Kapitän des Seglers, der mit einem großen Schiffsnagel an den Hauptmast geschlagen gewesen war, geistert wieder über Deck. Ein williger, skrupelloser Diener seines neuen Herrn – Zarangar!

Ein Hexer zieht im Hintergrund die Fäden, Vampire gehorchen ihm bedingungslos.

Und nicht nur sie.

Da gibt es auch noch die Geister der Untiefen, die das frevlerische Tun des Hexers mit ihrer Magie unterstützen.

Ein fürchterlicher Dämonenplan läuft an.

Die von Monsieur Zarangar geladenen Passagiere gehören ausnahmslos zu den oberen Zehntausend. Sie alle sollen zu Vampiren gemacht und sodann den Heerscharen der Schwarzen Familie eingegliedert werden, um der Schwarzen Sache als treue Verbündete zu dienen.

Aus der Kreuzfahrt in der Karibik war eine Kreuzfahrt in das namenlose Grauen geworden, denn die Vampire hatten ihre blutige Arbeit bereits aufgenommen…

***

Der Hexer war ganz allein in der geräumigen Kapitänskajüte im Heck des Geisterschiffes.

Er kniete auf dem blanken Boden, vor ihm brannten zwei schwarze Kerzen und verstrahlten eine Helligkeit, die dem Bösen Macht gab. Das Bild im Ebenholzrahmen, das vor dem Hexer an der Wand lehnte, schien zum Leben zu erwachen, je länger er hinsah, und je länger das flackernde, tanzende Licht der schwarzen Kerzen darüberwischte.

Der Hexer konzentrierte sich noch mehr.

Die Zaubersprüche waren gesprochen, die Schwarze Magie manifestierte sich. In der Kabine wurde es frostig.

Das Bildnis des Mannes, der in kräftigen, düsteren Farben auf der Leinwand dargestellt war, begann sich zu verändern. Die Konturen des harten Gesichts verwischten. Plötzlich umspielte ein grausames Lächeln die schmalen Lippen. Die großen Augen, die von buschigen, schwarzen Augenbrauen überwuchert waren, glühten auf. Dämonisches Leben erfüllte sie.

»Monsieur Zarangar!« hauchte der Hexer ehrfürchtig. »Monsieur Zarangar, erhören Sie mich!«

Leben erfüllte das Gesicht auf der Leinwand, es wirkte plastisch,

schien aus der Leinwand herauszuwachsen. Wangenmuskeln zuckten, die breiten Nasenflügel bebten leicht, wie unter einem Aufatmen.

»Ich… ich höre dich«, sagte das Bildnis mit rauher Stimme.

Der Hexer verbeugte sich tief, bis seine Stirn fast den schmutzigen Kajütenboden berührte.

»Hast du mir eine Erfolgsmeldung zu machen, Hexer?«

»Noch nicht, Herr, aber…«

Zarangars Abbild unterbrach den Hexer. »Weshalb störst du mich dann?«

»Boscentis und die beiden anderen Vampire haben ihre Arbeit aufgenommen. Von den 29 Passagieren sind zehn zu Vampiren gemacht, vier ermordet und den Geistern der Untiefen geopfert worden. Sie wissen, unsere Phantom-Verbündeten sind gierig. Wir müssen sie bei Laune halten…«

»Gut. Trotzdem hast du mir noch nicht gesagt, weshalb du mich störst. Ich habe nicht viel Zeit.« Das hörte sich ungeduldig an. »Ich will eine Erfolgsmeldung, du weißt, daß ich mich schon sehr darauf freue, an Bord der ASMODIS zu kommen und das Schiff selbst zu befehligen.«

»Ja, Herr«, stieß der Hexer hastig hervor. »Deshalb… deshalb habe ich Verbindung mit Ihnen aufgenommen. Es – es gibt Schwierigkeiten …«

»Mit Damona King?« Fauchend kam diese Frage. Ein kaltes, schwarzes Glühen umflirrte das dreidimensionale Gesicht auf der Leinwand.

»Ja, Herr. Die Hexe hat herumgeschnüffelt. Sie muß bereits mit einem Verdacht an Bord gekommen sein. Wir konnten sie ausschalten und haben sie in einer Kajüte unter Deck eingesperrt. Caldwell, der Vampir, sollte sie holen, damit sie auch zur Vampirin gemacht werden konnte… Er hatte als Begleitung drei untote Seeleute dabei. Aber – aber…« Der Hexer wagte es kaum, zu Ende zu sprechen.

Wohlweislich hatte er seinem Herrn verschwiegen, daß Caldwell den Auftrag hatte, zuvor mit Damona King noch ein grausames Katz- und Mausspiel zu treiben, und die Hexe der Rache der anderen Passagiere auszusetzen.

»Sie ist euch also entwischt!«

»Sie hat Caldwell vernichtet – und die Untoten ebenfalls.« Der Hexer zögerte noch einmal kurz, dann gab er sich einen Ruck. Er mußte Zarangar die volle Wahrheit sagen. »Dann hat sie Mike Hunter und dessen Mutter Lady Amelie Hunter aus den schwarzen Särgen befreit.«

Das Gesicht, das auf der Leinwand hervorragte, verzerrte sich für einen Augenblick. Dann ertönte wieder Zarangars eiskalte, metallische Stimme: »Dann weißt du, was du zu tun hast, Hexer. Wenn es dir nicht gelingt, sie wieder festzusetzen und alle Passagiere der ASMODIS

zu Vampiren zu machen, dann…«
»Herr, Sie können mir doch nicht drohen! Mich trifft keine Schuld…«
»Das ist Prinzipienreiterei, Hexer. Dein Kopf rollt, wenn etwas schiefgeht, das ist eine Tatsache.«
»Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, Herr, das wissen Sie!«
»Jetzt – ja.« Der Kopf nickte. Ein makabrer Anblick, wie er sich aus der Leinwand hervorneigte und wieder zurückruckte.
»Was ist mit den Passagieren, die bis jetzt noch normal sind?« wollte Zarangar dann wissen.
»Boscentis macht sich gerade daran, sie vollends zu unseresgleichen zu machen. Sie haben keine Chance. Alle sind im großen Aufenthaltssalon. Oder doch die meisten. Die paar, die in ihren Kabinen sind, haben nur eine kleine Gnadenfrist. Keine Gefahr für den Plan.«
»Bis auf Damona King und Mike Hunter. Die beiden solltest du nicht unterschätzen.« Zarangar schien kurz zu überlegen. »Ich werde meinen ursprünglichen Plan doch abändern. Ich werde so bald wie möglich auf die ASMODIS kommen und die Sache selbst in die Hand nehmen.«
»Danke, Herr! Ich – ich wußte, daß Sie Ihren treuen Diener nicht einfach im Stich lassen würden!« Der Hexer verneigte sich wieder ehrerbietig.
Die Flammen zuckten. Schwarzes Wachs perlte an den Kerzen entlang zu Boden und erstarrte dort. Es sah aus wie Blutflecken.
»Das Gelingen des Plans ist zu wichtig, Hexer. Es geht mir um den Plan, nicht um dich.« Die letzten Worte waren grausam hervorgepreßt.
Der Hexer wußte, woran er war, aber er hütete sich, Zorn oder Enttäuschung zu zeigen. Zarangar war – obwohl nur ein Mensch – viel zu mächtig. Er stand mit Asmodis, dem Fürsten der Schwarzen Familie, in freundschaftlichem Kontakt. Er hatte internationale Verbindungen zu mächtigen Dämonen. Seit Bastardas Tod galt er als neuer Machtfaktor in den Gefilden des Bösen. Er hatte seinen Aufstieg in die Schwarze Hierarchie seit Jahren geplant. Peinlich genau.
Jetzt setzte er seine Pläne in die Tat um, und Asmodis half ihm dabei.
»Ich sehe, du bist sehr, sehr nachdenklich geworden, Hexer«, stellte Zarangar zufrieden fest. »Das ist gut so, denn wer nachdenkt, dem fallen gewisse Tricks ein. Tricks, mit denen man Ratten einfängt, die sich aus ihren Käfigen befreit haben!«
»Ja, Herr.«
»Ich werde bis zum Morgengrauen an Bord der ASMODIS sein. Wie lange hält die Wirkung deines Serums für die Vampire noch an? Wie lange können sie selbst bei Tageslicht existieren?«
»Noch eine Woche.«

»Das reicht. Bis dahin sind wir längst in Florida, in den Everglades-Sümpfen, wo uns Syrgon erwartet. Im Gegensatz zu dir ist bei ihm alles glattgelaufen. Er hat die Totenhöhle mit hübschen Sammler-Exemplaren der Gattung Mensch bestückt…« Ein gemeines Lachen schloß sich an.

»Damona King und Mike Hunter sind auf der ASMODIS gefangen. Sie können nicht weg. Und ich werde sie finden, verlassen Sie sich darauf, Monsieur Zarangar. Die oberen Decks sind von meinen Vampiren bevölkert. Die Zombie-Matrosen sind auch noch da. Und sollte die Hexe mit ihrem Freund über Bord gehen und das Festland schwimmend erreichen wollen…« Er kicherte. »Dann werden sie mit den Geistern der Untiefen Bekanntschaft machen…«

»Das hört sich schon besser an«, entgegnete Zarangar mit einem gemeinen Unterton in der Stimme. »Sonst noch etwas, Hexer?«

»Nein, Herr.«

»Gut.«

Das Bildnis erstarrte, schmolz, das Gesicht schrumpfte zusammen, glättete sich. Der Hexer murmelte ein paar unverständliche schwarzmagische Worte, wobei die Flammen vor dem Bild erloschen, als wären sie ausgepustet worden.

Zugleich flammte der Docht in einer Laterne auf. Die Kabine wurde in ein unruhiges Licht getaucht. Der Hexer erhob sich, breitete sodann ein fleckiges Leinentuch über Zarangars Bild aus und stellte das Ölgemälde mit dem protzigen Ebenholzrahmen dann in eine Ecke.

Zarangar hatte recht gehabt. Er mußte nachdenken. Allerdings nicht nur darüber, wie er die Flüchtlinge wieder in seine Gewalt bekam, sondern auch über seine Beziehung zu Zarangar.

Konnte er seinem Herrn noch trauen?

Er wußte, daß Zarangar keinen Fehler duldete, daß er unfähige Mitarbeiter gnadenlos auslöschte. Das hatte er auch ihm zur Maxime gemacht.

Der Hexer ging ruhelos in der Kabine umher. Die Laterne schaukelte über ihm an einem der Deckenbalken. Draußen schien die Brise aufzufrischen. Nun, das konnte ihm recht sein. Je früher sie Florida erreichten, desto besser. Dort konnten sich die neugeschaffenen Vampire dann erst einmal stärken. Und erneut mit dem Serum geimpft werden, das sie gegen die mörderische Wirkung des Tageslichts immun machte.

Draußen klang ein Schrei auf!

Und endete sogleich wieder in einem gurgelnden Röcheln. Schwer krachte ein Körper zu Boden.

Der Hexer unterbrach seine Überlegungen. Er durchquerte die Kabine, riß die Tür auf und stürmte in die windige Nebelnacht hinaus.

Ein paar Yards entfernt, auf dem Hinterdeck in der Nähe der Reling,

erblickte er schattenhafte Bewegungen. Noch einmal wurde ein Schrei ausgestoßen – leiser jedoch, dann herrschte Stille. Ein boshaftes und triumphierendes Kichern.

Der Hexer ging näher, sah, was geschah, und lächelte zufrieden.

»Eine gute Jagd gehabt, Walker?« erkundigte er sich jovial.

Der Mann, der erst vor ein paar Stunden zum Vampir gemacht worden war, blickte kurz auf. Blutverschmiert war sein Mund. »Ja, Herr. Dieses Täubchen hier wollte sich davonmachen. Über Bord wollte sie sich stürzen.«

»Welch eine Verschwendung!«

Der Vampir nickte und kümmerte sich wieder um sein Opfer. Gierig schmatzend beugte er sich über die junge Frau mit den kurzen, blonden Haaren, die wie erstarrt in seinen Armen hing.

Ohne sich weiter um den Hexer zu kümmern, gab ihr der Vampir den Vampirkuß und verurteilte sie somit zu einem furchtbaren Schicksal.

Ein Schicksal, das weit schlimmer war als der Tod.

Der Hexer stand grübelnd dabei. Seine Idee hatte er ein paar Augenblicke später. Ja, plötzlich wußte er, wie er Damona King und Mike Hunter in die Falle bekam.

»Mit Speck fängt man Mäuse«, murmelte er vor sich hin.

Mit einem Mal hatte er es eilig. Ungeduldig wartete er, bis John Walker, der Vampir, sein Werk vollendet hatte und die blonde Frau behutsam zu Boden gleiten ließ. Dann rief er ihn zu sich heran und gab seine Befehle.

Die Hetzjagd auf Damona King und Mike Hunter begann zehn Minuten später…

***

Lautlos schob sich Damona King von dem spaltweit offenstehenden Kajütfenster weg. Sie hatte genug von der Unterhaltung zwischen dem Hexer und Zarangar mitbekommen, um zu wissen, daß es jetzt höchste Zeit war.

Das Leben des Hexers hatte an einem seidenen Faden gehangen.

Damona war entschlossen gewesen, den Verantwortlichen für die grauenvollen Geschehnisse an Bord dieses Totenschiffes zu überwältigen, sobald er die magische Verbindung zu Zarangar unterbrach. Doch sie hatte nicht in die Kapitänskajüte einsteigen können.

Das Fenster war nicht weiter als einen armbreiten Spalt aufzudrücken; irgendeine verdammte Halterung verhinderte das. Also mußte Damona auf dem gleichen Weg wieder zurück, auf dem sie hierher gekommen war. An der glitschigen Heckwand entlang. Unter ihr tobten die schwarzen, aufgewühlten Brecher des Meeres.

Stärker wurde der Wind, er fauchte mit einer jähen Wildheit gegen

das Geisterschiff an. Das in zahlreiche kleinere Butzenscheiben unterteilte Kajütfenster klapperte, wurde zwischen Fensterrahmen und Halterung hin und her geschüttelt.

Der Hexer kam nicht, um nachzusehen oder das Fenster ganz zu schließen. Als der Schrei ausgestoßen worden war, war er zur Tür gerannt. Das hatte Damona noch beobachtet. Dieser Schrei hatte auch sie alarmiert und Stromstöße durch ihren Körper gejagt. Hoffentlich waren Mike und die anderen nicht entdeckt worden.

Das Gespensterschiff tanzte auf den höher leckenden Wellenbergen. Gischt spritzte und sprühte hoch. Wie eine Unzahl geschliffener Diamanten wirbelten die Wassertropfen durch die Dunkelheit.

Damona hatte alle Mühe, sich festzuhalten. Nur ein schmaler Sims führte an den Heckaufbauten längsseits unter den Fensterreihen hinweg. Damona krallte ihre Fingerspitzen in jede sich bietende Ritze und in jeden Spalt, um nicht den Halt zu verlieren.

Sie hatte gewußt, auf was sie sich einließ, als sie sich zum Fenster der Kapitänskajüte hinübergearbeitet hatte. Aber ihr war auch keine andere Wahl geblieben, denn sie mußte wissen, was für ein Spiel hier ablief.

Jetzt wußte sie Bescheid, und das Grauen wühlte in ihr. Alle Passagiere sollten zu Vampiren gemacht werden… Guter Himmel.

Nicht auszudenken, was die Schwarzblütler mit ihren neugewonnenen Verbündeten alles erreichen konnten. Alle Menschen, die Zarangar auf seine Yacht eingeladen hatte, waren Millionäre, und mit Geld konnte man ohnehin schon fast jeden kaufen.

Das morsche Holz war glitschig und der Halt trügerisch. Das Schiff schlingerte. Dick traten die Adern an Damonas Hals hervor.

Ihre Muskeln spannten sich an. Die Fingerspitzen waren schon blutig gescheuert, die Handflächen aufgerissen von den vielen Holzsplittern, die sich in sie hineingebohrt hatten. Aber die Hexe ignorierte die Schmerzen.

Sie durfte nicht schwach werden. Wenn sie sich nicht mehr eisern festklammerte, dann war sie verloren.

Noch vier Yards bis zur Längsreling.

Vier endlos lange Yards, wenn man sich nur millimeterweise vorwärtsschieben konnte.

Ihr rechter Fuß rutschte ab. Damona hätte beinahe einen Schreckenslaut ausgestoßen, biß die Zähne aber rechtzeitig genug zusammen.

Sie war barfuß. Das half ihr bei diesem Unternehmen. Sie klammerte sich mit beiden Händen fest, tastete mit dem linken Fuß vorwärts und behielt ihr Gleichgewicht. Sie kam sich wie eine Fliege vor, die an der senkrechten Wand klebte. Unter ihr tobte das nachtschwarze Meer. Gut und gerne zehn Yards fiel das Heck des Dreimastseglers unter ihr

senkrecht ab.
Genau sehen konnte sie das nicht. Die Dunkelheit war vollkommen, dazu waberten Nebelschleier, so daß alles irgendwie verzerrt wirkte. Eine schlimme Nacht. Andererseits aber bot sie ihr und ihren Freunden auch einen gewissen Schutz.
Ungesehen waren sie aus den Laderäumen des Totenschiffes, in denen bereits die Särge für die neu geschaffenen Vampir-Monster bereitstanden, an Deck gelangt.
Hier oben hatten sie sich versteckt, während die Höllenbrut jetzt höchstwahrscheinlich unter Deck nach ihnen suchte. Damona war allein aufgebrochen, um die Lage zu sondieren. Mike Hunter war bei seiner Mutter und Corinna Stier sowie deren kleinen Sohn Markus geblieben, um sie notfalls zu beschützen.
An Waffen hatten sie nur einen Eisenhaken, einen alten Säbel und Damonas Luger, mit noch sieben geweihten Silberkugeln im Magazin.
Verflucht dürftig.
Damit mußten sie sich gegen eine Übermacht des Grauens zur Wehr setzen und bestehen.
Denn Zarangars Plan durfte nicht aufgehen.
Der Wind heulte und fauchte und pfiff um die Ecken und Kanten der Heckaufbauten. Die alten Segeltücher drinnen, an den drei Masten auf Deck, flatterten und knatterten. Sogar bis hierher konnte Damona das hören.
Noch zwei Yards.
Sie kam jetzt besser voran, denn zahlreiche Schnitzereien boten ihren suchenden und tastenden Händen besser Halt. Kraftvoll spannte sich der geschmeidige, sehnige Körper der Hexe an. Sie schob sich an der nassen Holzwand entlang. Wie eine Stahlfeder war ihr Körper, er glich jeden Ruck, jedes Schlingern aus. Der Schweiß rann ihr in Strömen übers Gesicht. Es prickelte, und Damona hätte sich gerne gekratzt, aber das war jetzt unmöglich.
Das Rauschen des Meeres schwoll an. Der Wind orgelte und quirlte in der Tiefe das schwarze Wasser. Schaumkronen wogten und hoben und senkten sich. Das alles registrierte Damona irgendwie beiläufig. In erster Linie aber war sie völlig darauf konzentriert, voranzukommen, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Alles andere war nur zweitrangig von Bedeutung.
Endlich konnte sie die linke Hand ausstrecken, erfaßte auch die Kante des Heckbaus, packte zu und zog sich vollends hin.
Aufatmen wollte Damona noch nicht.
Sie hörte durcheinanderschreiende Männer. Wahrscheinlich die Meute des Hexers, die sich jetzt aufmachte, um sie zu suchen.
Damona erstarrte. Sie atmete flach, aber regelmäßig. Der Schweiß perlte an ihrem Hals entlang herunter und versickerte in dem Kragen

der ehemals weißen Bluse. Jetzt war der Stoff dreckig, zerrissen und schäbig. Gut, daß sie dazu die Jeans angezogen hatte, denn die engen Dinger hielten eine Menge aus.

Die Männerstimmen entfernten sich. Stampfende Schritte ebenfalls.

Der Wind zerriß die Stimmen und schleuderte sie aufs offene Meer davon.

In Damona kam wieder Bewegung. Sie erreichte den Rand, zwängte sich um die Ecke, kam auf den breiteren Holzsims. Über ihr waren weitere Kajütfenster angebracht, keine kleinen Bullaugen, sondern richtige Fenster, wie man sie bei den alten Seglern der Piratenfilme immer sah. Dieses Schiff war ein *echter* Piratensegler, uralt, die Wände und die Decks von grünem, schleimigem Tang überzogen. Aber die Aufbauten noch immer wuchtig und drohend und mit Schnitzwerk verziert. Damona fand genügend Halt.

Wenig später war sie soweit, daß sie aufs Deck hinunterspringen konnte.

Zuvor aber sicherte sie in alle Richtungen.

Niemand zu sehen.

Auch oben, in der Takelage des Heckmastes, blieb alles ruhig. Die Leichen, die dort aufgeknüpft gewesen waren, hatten sich aufs Deck herunter abgeseilt und waren den Vampiren zu Hilfe gekommen.

Hinter allem aber steckte der Hexer. Er war der eigentliche Machtfaktor, der das ganze Spiel in den Händen hielt und dirigierte. Wie ein Puppenspieler zog er die Fäden.

Damona federte auf das rutschige Deck hinunter, ging in die Hocke und verschwand hinter einer großen, modrig stinkenden Taurolle. Wind zerrte an ihren langen, schwarzen Haaren. Sie lockerte die Luger in der Halfter, dann zog sie die Waffe. Hart umspannte sie den Griff, als sie sich in eine halb vornüber geduckte Stellung aufrichtete.

Auf den Angriff war sie dennoch nur halb gefaßt.

Die erste Ratte prallte mit einem bestialischen Fiepen gegen sie und verbiß sich in Damonas linkem Arm!

Dann flogen vier, fünf, sechs weitere kleine, pelzige und winselnde Körper heran…

***

Die kleinen Bestien waren ausgehungert!

Dementsprechend rücksichtslos griffen sie an.

Den ersten folgten weitere. Damona sprang zur Seite, schleuderte das Vieh, das sich in ihren Arm verbissen hatte, mit einem kräftigen Ruck aufs Deck. Der knochige Körper klatschte auf die Planken und blieb zuckend liegen. Die anderen machten sich sofort über den Kadaver her.

Damona hatte dennoch genügend damit zu tun, die Ratten-Traube

abzuschütteln, die noch an ihr hing. Scharf drangen die kleinen Zähne der Nager durch ihre Kleider. Ihr Blut machte die Biester halb verrückt. Sie gebärdeten sich wie toll. Sie rissen, kratzten, ruckten und zuckten. Damona wischte und pflückte sie ab, schmetterte sie davon.

Verbissen und schweigend kämpfte sie. Auf ihre Umgebung konnte sie kaum mehr achten.

Überall wimmelten die Ratten. Wie eine schmutzige, graue Flut ergossen sie sich über das schimmelnde, nasse Deck. Der Segler ächzte und knirschte in den Fugen, als immer neue und kräftigere Brecher gegen den morschen Bug knallten.

Damona trat um sich. Ein harter Tritt fetzte eine Ratte mitten im Sprung beiseite in den Haufen der am Boden wimmelnden Artgenossen. Die nächste packte Damona am Genick und warf sie ebenfalls hinunter. Die Ratten purzelten quiekend und pfeifend durcheinander. Füßchen zappelten, feuchte Schnauzen schnupperten gierig, Mäuler waren aufgerissen, und die kleinen, nadelspitzen Zähne schimmerten in der Nacht.

Damona rannte, als sie sich genügend Freiraum geschaffen hatte.

Das tausendfache Trippeln und Trappeln zog sich wie ein höhnisches Echo ihrer eigenen schnellen Schritte hinter ihr her.

Die Ratten verfolgten sie!

Damona jagte über das Deck, flankte über eine plötzlich auftauchende Barriere, kam auf der anderen Seite geschmeidig auf und stürmte weiter. Mittlerweile hatte sie sich an den Wellengang des Schiffes gewöhnt. Sie konnte sich sicher genug bewegen, und verlor nicht gleich beim erstbesten Rucken oder Schlingern das Gleichgewicht.

Eine Ratte war plötzlich heran, sprang und biß zu. Der grelle Schmerz riß Damona förmlich herum. Aus dem Schwung heraus rammte sie den rechten Unterarm, an dem das zappelnde Biest saß, gegen die Holzwand der Mitteldeckaufbauten. Das Biest wurde zerquetscht. Mit einem jämmerlichen Jaulton verendete es.

Schwer atmend blieb Damona stehen. Die Wunde blutete schlimm.

Eiskalt zog sich eine Lähmung ihren rechten Arm hinauf.

Aber das Schwächegefühl verging wieder, und sie setzte ihren Weg fort. Von den anderen Ratten war nichts mehr zu sehen. Damona glaubte nicht, daß sie sie abgeschüttelt hatte. Eher war wahrscheinlich, daß sie nur auf eine Gelegenheit warteten, um wieder überraschend aus dem Hinterhalt heraus angreifen zu können.

Alles zähnezusammenbeißen half nichts. Sie mußte mit den schmerzenden Bißwunden fertig werden. Von dem steinernen Hexenherzen, das dem Geist ihrer toten Mutter seit dem Abenteuer im Jenseits als Zufluchtsstätte diente[1] und neben Damonas eigenem Herzen in ihrer Brust saß, strahlten warme, besänftigende

Kristalltöne… Das Jucken und Brennen der Bißwunden ließ nach. Damona registrierte das dankbar. Das Hexenherz half ihr. Wäre das nicht der Fall gewesen, wäre sie schon längst vor Erschöpfung zusammengebrochen.

Sie huschte über das nachtdunkle, einsam liegende Deck und erreichte das Versteck, in dem Mike und die anderen auf sie warteten.

Es war eine kleine Kabine im oberen Teil der Mitteldeckaufbauten.

Der Boden war morsch, an vielen Stellen klafften zackige, ausgefranste Löcher. Jeder Schritt konnte ein Schritt in den Tod sein, denn unter dem morschen Decksboden gähnte eine grausige Tiefe.

Damona vermutete, daß es bis zu den Laderäumen hinunterging.

Einen Sturz in einen solchen Abgrund überlebte man nicht.

Deshalb glitt sie auch so vorsichtig wie möglich ins Innere. Bevor sie ihren Fuß fest aufsetzte, prüfte sie die Tragfähigkeit des Bodens.

Immer an der Wand entlang schob sie sich tiefer in die muffige, feuchte Schwärze hinein.

Der Hexer und seine Vampire hatten schon gewußt, weshalb sie ihre Unterkünfte in den Heckkajüten genommen hatten. Abgesehen von den unter Deck liegenden Kabinen und Kajüten samt dem großen Aufenthaltssalon waren nur die Heckaufbauten noch einigermaßen erhalten und bewohnbar.

Alles andere auf diesem Totenschiff zerfiel, zerbröckelte, lockerte sich in den Halterungen, verging.

Der Geruch der Verwesung war allgegenwärtig, wie ein Leichentuch über das Schiff gebreitet.

»Halt!« sagte da eine frostige Stimme vor Damona.

Sie erstarrte. Die Luger lag hart und kühl in ihrer Rechten, ihr Zeigefinger spannte sich um den Abzug, Damona spürte den Druckpunkt.

Vor ihr entstand eine Bewegung. Ein untersetztes Schemen.

Damonas Herz begann aufgeregter zu pochen. Mike war das nicht.

Mit dem hatte sie ein Kennwort vereinbart. Außerdem lag das Versteck tiefer im Bauch der Mitteldeckaufbauten.

»Wen haben wir denn da?« sagte der Schatten vor Damona jetzt spöttisch.

Damona gab keine Antwort, sondern ließ den Kerl näher herankommen. Sie hätte jetzt schon feuern können, wollte aber hundertprozentig sichergehen, daß sie auch traf. In ihrer Lage konnte sie es sich nicht leisten, auch nur eine einzige Kugel zu verschwenden.

Und der Schatten kam näher.

Damonas Blick saugte sich an der schwarzen Masse fest. Ein Vampir war das nicht, soviel stand für sie fest.

Also einer der Untoten – oder besser – der wieder zum Leben erweckten Seeleute.

»Du bist es, ich kann es wittern… Du bist Damona King, nach der meine Brüder und die Vampire des Hexers suchen.«
»Und wenn?«
»Ich habe dich gefunden. Ich werde dich meinen Meistern opfern. Den Geistern der Untiefen.«
»Damit würdest du aber den Hexer verraten. Der hat etwas anderes mit mir vor.« Damona hoffte, den Unheimlichen mit dieser Unterhaltung unaufmerksam werden zu lassen.
»Sicher. Er wird toben. Aber mir kann er nichts anhaben. Ich und meine Brüder leben nicht von seinen Gnaden. Die Geister der Untiefen verleihen uns unser Leben. Der Hexer hat nur einen Pakt mit unseren Meistern, nicht mit uns. Wir aber sind unseren Meistern verpflichtet.«
»Hört sich ziemlich kompliziert an«, versetzte Damona spöttisch und handelte.
Der Untote war nahe genug.
Sein Säbel zuckte hoch. Instinktiv schien er erraten zu haben, daß Damona King so einfach nicht klein beigab.
Aber Damona unterlief den Hieb, sah den Strick von der hohen Decke hängen und hoffte jetzt nur, daß das Ding hielt und fest genug war.
Ihre Luger rammte sie im Sprung in die Halfter, ihre Linke packte das Tau, hielt eisern fest, der Schwung trieb sie wie abkatapultiert durch die Luft. Das Seil knirschte über ihr. Damona hörte es, ein eiskalter Schauer prickelte wie Säure in ihr Herz.
Der Untote schrie geifernd. Und dann beging er den Fehler, mit dem Damona kalkuliert hatte.
Er rannte los, wollte ihr folgen – und übersah das neben ihm klaffende Loch im Boden.
Damona pendelte bereits wieder zurück, als es krachte. Mit einem infernalischen Schrei brach der Untote ein, blieb in dem Loch stecken, schlug mit dem Säbel um sich, dann gaben die morschen Ränder nach, und er sackte weg.
Wie ein Stein fiel er.
Sein Schrei hallte noch immer, dann gab es tief unter Damona einen höllischen Schlag – und es herrschte Stille. Für Damona allerdings war die Sache damit nicht erledigt. Sie paßte auf, das Seil schwang zur Wand hinüber. Im richtigen Augenblick ließ sie los, fühlte auch gleich darauf festen Boden unter den Füßen, aber aus dem Schwung heraus machte sie noch einen halben Seitwärtsschritt, um ihr Gleichgewicht wiederzufinden…
Der Boden knirschte, Damona brach mit dem rechten Fuß ein – bis zum Knöchel. Sie knickte um, fiel, schlug hart auf dem nassen, schleimigen Boden auf. Aber sie hatte trotzdem noch Glück im Unglück. Der Boden hielt, sie konnte ihren Fuß aus dem Loch herauszerren, und offenbar hatte sie sich auch nichts gebrochen.

»Uff.«
»Damona?«
Das war Mikes Stimme – er mußte ganz in der Nähe sein.
»Ja. Verflixt, kannst du Licht machen?«
Statt einer Antwort hörte Damona ein Klicken, dann brannte das Feuerzeug. Mikes markantes Gesicht war ernst und verschwitzt. Die nervliche Anspannung ließ es kantiger erscheinen als es war.
»Alles klar bei dir?«
»Ja.«
Jetzt ging es besser. Sie sah die gefährlichen Löcher im Boden, die Schwärze, dir darin nistete, und es war schon ein mulmiges Gefühl in ihrem Magen, als sie jetzt zielstrebig daran vorbei auf Mike zuging.
»Ich habe jemanden schreien gehört«, meinte er.
»Ein Untoter hat sich hier drinnen herumgetrieben«, erwiderte Damona.
»Wirklich nur einer?« Mike schaute sich um. Die kleine Flamme des Feuerzeugs konnte den Raum nicht ausleuchten. Überall gab es Schatten. Wassertropfen hingen wie Perlen unter der moderüberzogenen Decke.
»Ich glaube ja«, antwortete Damona schließlich.
»Wenn nicht, dann können wir uns auf einiges gefaßt machen.«
»Wie wahr, wie wahr.«
Mike steckte den Säbel wieder hinter den Gürtel. »Und? Was hast du herausgefunden, Hexenmädel?«
Sie kam bei ihm an, warf ihm einen knappen Blick zu. Wenn Mike so forsch auf Konversation machte, dann wollte er damit meist seine innere Unruhe tarnen. Oder sein Galgenhumor ging mit ihm durch.
Sie konnte es sich aussuchen.
»Nichts angenehmes – für uns«, beantwortete sie seine Frage.
Mike wurde auch wieder ernst. Eine steile Falte erschien über seiner Nasenwurzel. Dann ging das Feuerzeuglicht aus. Mike fluchte.
»Ich erzähl's dir, wenn wir bei den anderen sind, okay?« sagte Damona. »Ich bin jedenfalls nicht richtig an den Hexer herangekommen. Mittlerweile wird er wohl die Jagd auf uns eröffnet haben. Entsprechende Anweisungen von Zarangar hat er.«
»Du hast eine Art, einem Hiobsbotschaften beizubringen. Reizend.«
Er knipste das Feuerzeug wieder an, und gemeinsam arbeiteten sie sich in die vom Verfall gezeichnete Tiefe des Totenschiffes voran.
Eine steile Treppe empor, die bedrohlich knarrte und schwankte, über einen engen Korridor, und dann in die kleine, relativ trockene Kajüte hinein, in der Amelie Hunter, Corinna Stier und ihr Sohn Markus bereits ängstlich auf sie warteten.
Als Damona das stumme Flehen in den Augen des Jungen aufleuchten sah, die heimliche Hoffnung, das Vertrauen, das er in sie

und Mike setzte, gab es ihr einen Stich.

Die Angst überfiel sie, daß sie ihn und auch die anderen enttäuschen müßte.

Die dämonische Übermacht war einfach zu groß…

***

Fassungslos starrte Lady Audville auf den blutbesudelten Mund des Kapitäns.

Ihr Herz fühlte sich an, als sei es in der Mitte durchgerissen worden. Sie stand einfach nur da, vor Schreck zur Salzsäule erstarrt, und glotzte auf den Offizier der OSIMDAS, der ihr immer so sympathisch gewesen war.

Jetzt stand er als Monstrum vor ihr und erwiderte voller Bosheit ihren Blick.

»Ganz ruhig, Lady Audville«, sagte er in einem kalten Tonfall. Er gab sich keine Mühe mehr, die Maske des Biedermannes zu tragen.

Er präsentierte sich ihr so, wie er wirklich war – als menschenverachtende Bestie auf zwei Beinen.

Um Lady Audville und den Vampir-Kapitän herum herrschte Chaos. Denn in Begleitung des Kapitäns waren weitere Vampire sowie untote Seeleute gekommen. Sie stürzten sich auf ihre Opfer.

Schreie gellten, markerschütternde Schreie, Seufzer und Stöhnen.

Dazwischen erklang immer wieder das triumphierende Aufheulen eines Vampirs, wenn er ein Opfer packte.

Manche wehrten sich verzweifelt. Sie schlugen um sich, was den Vampiren allerdings herzlich wenig ausmachte. Sie waren den Menschen an Körperkraft bei weitem überlegen.

Tische zerbrachen splitternd, als leblose Körper darauf niederkrachten, Vorhänge wurden zerfetzt, die kostbaren Kristallglasspiegelflächen fielen in sich zusammen, als ein Untoter einen schmiedeeisernen Ständer hineinschleuderte.

Der große Aufenthaltssalon, der mit so viel Geld und Liebe zum Kostbaren ausgestattet worden war, verwandelte sich unter dem Kampfgetümmel in ein Trümmerfeld.

Es ging alles viel zu schnell, als daß Lady Audville jede Einzelheit hätte registrieren können.

Kapitän Boscentis fixierte sie mit seinen blutroten Augen, in denen es gierig flackerte.

Dieser Blick hielt Lady Audville erstarrt.

Boscentis brüllte seinen Leuten hin und wieder Befehle zu: Seine Stimme zerschnitt machtvoll das Krachen, Splittern und Bersten, die Schreie, Schmerzenslaute und das gierige Hecheln der Vampire und Untoten.

Lady Audville glaubte, in einem Alptraum gefangen zu sein. Ein

Horror-Traum, der zur Wirklichkeit geworden war. Vampire und lebende Leichen wimmelten um sie her…

Schrecklich anzusehen waren letztere. Fleischfetzen hingen von den fahlbleichen Knochen, viele von ihnen hatten keine Augen mehr, dort, wo normalerweise die Pupillen gesessen wären, klafften düster die Augenhöhlen.

Vergammelte Kleidungsstücke bedeckten die schwammigen, furchtbaren Körper, die sich jedoch allen Naturgesetzen zum Trotz mit einer teuflischen Schnelligkeit und Geschmeidigkeit bewegten.

Lady Audville sah auch die Vampire genauer an.

Sie waren einfach von den anderen zu unterscheiden: Ihre Gesichter waren nicht im Stadium der Verwesung, auch waren sie nicht mit diesen schrecklich stinkenden, altertümlichen Kleidern angetan.

Bleich waren die Gesichter der Vampire, darin saßen blutrote, gierige Augen, und wenn sie ihre Münder aufrissen, dann entblößten sie somit blitzende, messerscharfe Eckzähne.

Das waren die Waffen der Vampire, während die untoten Seeleute, die ein grauenvoller Zauber aus ihrem nassen Grab in Meerestiefen herausgeholt haben mußte, Schwerter, Säbel, Äxte und Enterhaken schwangen.

Die Menschen, die im großen Aufenthaltssalon versammelt gewesen waren, hatten keine Chance.

Ein paar Herzschläge – später war alles vorbei.

»Legt ihnen Fesseln an!« befahl Boscentis, ohne den Blick von Lady Audville abzuwenden.

»Aber Herr, wir dachten…«

»Ihr habt nicht zu denken, sondern nur zu gehorchen! Tut, was ich euch sage!«

Ein Murren ging von Mund zu Mund. Die Untoten bewegten sich nicht, auch die Vampire wurden reglos. Lady Audville ließ ihre Blicke von Gesicht zu Gesicht wandern, und spürte, wie das Entsetzen in ihr Bewußtsein stach. Manche dieser Gesichter kannte sie.

Sie gehörten Menschen, die noch vor ein paar Stunden mit ihr geplaudert hatten.

Jetzt aber waren sie zu blutrünstigen Bestien geworden!

»Hört ihr nicht?« Jetzt flüsterte Boscentis nur noch, aber das wirkte in der momentan herrschenden Stille um so eindringlicher. »Keiner dieser Sterblichen wird vorerst getötet oder zum Vampir gemacht.«

»Aber warum nicht?« Trotzig gellte die Stimme. »Wir sind durstig. Wir haben gekämpft, jetzt wollen wir das Blut dieser Sterblichen! Wir haben es uns verdient, Boscentis, auch wurde es uns versprochen!«

»Fesselt sie, oder ich melde euch dem Hexer!«

Das wirkte endlich, denn vor dem gesichtslosen Mann im schwarzen Anzug hatten sie alle eine höllische Angst. Der Hexer war der Meister,

er leitete das Unternehmen in Zarangars Namen. Er war ein Mächtiger, er hatte die OSIMDAS in dieses Gespensterschiff verwandelt, und er stand auch mit den mächtigen Geistern der Untiefen in Kontakt, die den untoten Seeleuten ihr Leben wiedergegeben hatten.

Lady Audville sah, daß sich die Unheimlichen entspannten. Sie gehorchten. Die Menschen wurden wie eine Schafherde zusammengetrieben und an Händen gebunden. Willenlos, gelähmt vor Angst, Entsetzen und Panik über diese Wirklichkeit gewordenen Alptraumkreaturen, ließen sie es geschehen.

Die meisten von ihnen waren vermutlich froh, daß sie überhaupt noch am Leben waren.

Die eiskalte Todesangst ließ Lady Audville durchdrehen! Ihr Atem ging schwer und keuchend. In ihrer Brust krampfte sich ein Brocken zusammen, der sie würgen ließ. Plötzlich begann sie loszuschreien.

Röchelnd, keuchend brach der Schrei auf, alle ihre Angst entlud sich darin. Gleichzeitig aber stürzte sie sich auf Kapitän Boscentis.

Wuchtig krachten die knochigen Fäuste der dürren Lady gegen seinen Hals. Mit einer wieselhaften Schnelligkeit wirbelte sie an dem taumelnden Vampir vorbei, in den Korridor hinaus.

Sie kam nicht weit, denn dort draußen war es finster, und der Boden war rutschig.

Sie glitt aus und schlug lang hin. Noch immer schreiend, versuchte sie, wieder auf die Beine zu kommen. Der Vampir war mit einem herausgestoßenen Fauchen über ihr, riß sie hoch.

»Du hast keine Nerven, meine süße, knochige Lady Audville«, flüsterte er.

Das Gluten seiner Dämonenaugen war dicht vor ihrem Gesicht.

Lady Audville krallte, riß sich los, kam einen halben Yard weit und erhielt dann einen mörderischen Tritt in den verlängerten Rücken.

Sie fiel gegen eine Wand, begriff wie durch einen feurigen Schleier hindurch, daß hier alles moderig und uralt und morsch war, überhaupt nicht so, wie drinnen im Aufenthaltssalon. Warum das so war, darauf fand sie keine Antwort. Sie brach zusammen.

Als sich Boscentis, der Vampir-Kapitän, knurrend über sie beugte, um sie abermals hochzuziehen, lebte sie schon nicht mehr.

Ihr Herz hatte den furchtbaren Schock nicht verkraftet. Es hatte einfach aufgehört zu schlagen…

Für die anderen Menschen aber ging das eigentliche Grauen jetzt erst los, denn Boscentis ließ sie nach oben, an Deck, treiben…

***

Mike Hunters Augen wurden zu schmalen Schlitzen, als Damona ihren kurzen Bericht beendet hatte. Sie hatte alles erzählt, was sie aus

der Unterhaltung des Hexers mit dem Initiator dieses grauenvollen Plans, Zarangar, erfahren hatte.

Etwas zu beschönigen hätte keinen Sinn gehabt. Sie alle mußten den schlimmen Tatsachen ins Auge sehen.

Schweigen.

Damona ließ ihre Blicke von Mikes Gesicht aus weiterwandern.

Lady Amelie Hunter war ziemlich bleich, ihre roten Haare waren zerwühlt und hingen unordentlich um das schmale, sehr fein geschnittene Gesicht, das jedoch eine Menge Energie und Durchsetzungsvermögen verriet. Das Kinn war ausgeprägt und kampflustig vorgeschoben. Daß Lady Amelie Hunter Nerven wie Drahtseile hatte, das hatte sie bereits bewiesen, denn ihr Aufenthalt in einem schwarzen Sarg hatte sie ohne Kommentar überstanden.

Auch schien sie ihr und Mike mittlerweile zu glauben, daß es Dämonen gab.

Bisher jedenfalls hatte sie ihren Sohn konsequent mit Verachtung gestraft, wenn er darauf auch nur angespielt hatte. Für Lady Amelie hatte es bis vor wenigen Stunden nichts gegeben, was nicht schwarz auf weiß zu beweisen und nachzuprüfen war.

Nun, sie hatte umdenken müssen. Wie sonst, als mit dämonischer Einflußnahme, war es zu erklären, daß sie und Mike aus dem winterlich kalten London buchstäblich weggezaubert – und auf diesem Geistersegler in schwarzen Särgen wieder aufgewacht waren?

»Was sehen Sie mich so an, Kind?« sagte Amelie Hunter schließlich ein bißchen mürrisch. »Ich – ich gebe ja zu, daß ich mit meiner Leugnung jeglicher übersinnlicher Mächte vielleicht ein klein wenig vorschnell war. Die – äh – britische Sagenwelt hätte mich da eines Besseren belehren müssen… Ein jedes Gerücht hat schließlich seinen Nährboden …« Sie verstummte, weil sie einsah, daß das, was sie da von sich gab, nicht zur Sache gehörte. Nicht jetzt.

Sie packte ihre elegante Handtasche fester, als könne ihr das kleine Ding einen Halt bieten. Damona sah in Corinna Stiers Gesicht. Corinna war Deutsche, ihr Mann hatte der Einladung Zarangars nicht folgen können, weil er geschäftlich verhindert gewesen war.

Corinna hatte ein hübsches Gesicht mit ausdrucksvollen Augen.

Ihr Blondhaar war ebenfalls zerzaust. Ein Zombie hatte sie gehetzt, und sie hatte eine gute Portion Glück verbraucht, um das Höllenwesen zu erledigen und sich und Markus zu retten. Dann war sie auf Damona King, Mike und Amelie Hunter gestoßen.

Markus rieb sich die Augen. Der Junge war sehr schweigsam.

Wenn er Angst hatte, so zeigte er sie jedoch nicht. Er war ein tapferer kleiner Bursche.

Lady Amelie war es, die als erste das Wort ergriff. »Wir müssen den Burschen zuvorkommen«, sagte sie resolut.

Dieser Satz paßte zu der 60jährigen Lady, die auch sonst den jugendlichen Schwung der Jugend gepachtet zu haben schien. So schnell warf sie nichts um, sie hatte sich Zeit ihres Lebens fit gehalten, joggte, nahm noch heute an den Fuchsjagden ihres Onkels Lord Gregford of Nottingham teil und frönte darüber hinaus auch mit beständiger Leidenschaft ihrem Spezial-Hobby. Das darin bestand, in den vornehmsten Cafés des Kingdoms silberne Milchkännchen ganz unladylike zu klauen.

Trotz dieser Schwäche sang sie allerdings im Kirchenchor, hatte eine Menge einflußreicher Freunde, und spendete regelmäßig und sehr großherzig und ohne dies an die große Glocke zu hängen für Kinderhilfswerke. Auch sonst war Lady Amelie sozial engagiert.

Eine wirkliche liebe alte Lady, die das Herz auf dem richtigen Fleck hatte. Kein Wunder, bei einem Sohn wie Mike – so jedenfalls hatte der das einmal ausgedrückt.

Unwillkürlich war Damona dies durch den Sinn gegangen, während sie Lady Amelies Worte überdachte.

»Zu einem Vampir lasse ich mich jedenfalls nicht machen«, meinte die Lady entrüstet. »Soweit will ich gar nicht davon überzeugt werden, daß es diese – diese Nachtschattenkreaturen wirklich gibt.«

»Ich auch nicht, Lady Amelie«, pflichtete ihr Markus Stier energisch bei.

»Und recht haben wir, kleiner Mann, nicht wahr?«

Sie blinzelte ihm zu, und der Junge lächelte jetzt sogar und nickte begeistert. Lady Amelies Verhalten schien ihm die Angst zu nehmen. Corinna Stier zog ihren Sohn näher zu sich heran. Schützend legte sie ihm ihren Arm um die Schultern.

»Also zur Sache«, brummte Mike, der die letzten paar Minuten nachdenklich vor sich hin gebrütet hätte. »Wie gehen wir vor? Wir haben nicht viel Zeit. Genaugenommen sitzen wir auf einem dämonischen Pulverfaß.«

Damit hatte er natürlich recht.

Das wußten sie alle.

Sie sprachen den Fall durch, und schließlich kam eine entscheidende Frage von Mikes Mutter: »Gesetzt den Fall, wir erledigen diesen Hexenmeister«, begann sie gedehnt. »Was passiert dann?« Erwartungsvoll blitzten ihre Augen auf.

»Das ganze Schiff könnte in die Luft fliegen. Eine Überreaktion der Schwarzen Magie, die der Hexer aufgewandt hat. Oder aber…« Damona King zögerte kaum merklich, wobei sie Mike starr in die Augen sah. »Oder aber es verwandelt sich in die Yacht OSIMDAS zurück«

»Und die Geister der Untiefen? Und die Zombie-Matrosen?« fragte Mike skeptisch. »Was passiert mit denen, wenn das Geisterschiff

wieder zu einer normalen Yacht wird?«

Damona zuckte die Schultern. »Kommt darauf an, was für einen Pakt der Hexer mit den Geistern geschlossen hat. Eigentlich müßten sie verschwinden. Sie mischen nur durch die Schwarze Magie des Hexers mit.«

»Es ist trotzdem ein Risiko«, meinte Corinna Stier. »Wir müssen an die anderen Passagiere denken. Damona – Sie selbst haben gehört, wie dieser Hexer Kapitän Boscentis abkommandiert hat, damit er die Leute im großen Aufenthaltssalon überfällt. Wir müssen ihnen helfen.«

»Verflixt, wir können nicht überall gleichzeitig sein«, brummte Mike ungeduldig, und Damona konnte ihn nur zu gut verstehen.

Auch ihr brannte die Zeit unter den Nägeln. Sie mußten endlich handeln. Andererseits aber war klar, daß sie in einer solch tödlichen und im Grunde genommen aussichtslosen Situation wie dieser jeden ihrer Schritte vorher genau überdenken mußten.

»Zuerst muß der Hexer erledigt werden, Corinna«, sagte Damona eindringlich. »Er ist das Hauptübel. Wenn er vernichtet ist, haben wir eine größere Bewegungsfreiheit.«

»Oder sind tot. Weil nämlich das Schiff mit uns allen in die Luft geflogen ist«, versetzte Corinna.

»Wir haben keine andere Wahl, da muß ich Miß King zustimmen«, meldete sich nun wieder Lady Amelie zu Wort. »Wir müssen das Risiko auf uns nehmen. Wenn wir untätig bleiben, oder die Sache an der falschen Stelle anpacken, dann sind wir auch verloren. Das Übel an der Wurzel ausreißen, das müssen wir!«

»Und zwar schnell. Dieser Zarangar ist mittlerweile wohl hierher unterwegs. Das bedeutet Verstärkung für den Hexer. Und in den Everglades in Florida wartet bereits ein weiterer Teufel auf das Eintreffen von Zarangars Crew. Dieser Syrgon, von dem Zarangar gesprochen hat. Wir kennen in diesem Fall nach wie vor nicht mehr als die Spitze vom Eisberg.«

»Dann also gegen den Hexer.« Corinna wischte sich eine Haarlocke aus dem Gesicht.

Damona nickte ernst. »Bevor Boscentis und seine Vampire auch noch die Menschen zu Vampiren machen, die bisher überlebt haben. Wir können nur noch versuchen, zu retten, was zu retten ist.«

»Den anderen – können wir ihnen nicht mehr helfen?«

»Nein. Wenn der Vampir-Keim einmal gepflanzt ist, dann…« Damona sprach nicht zu Ende, die ganze Tragweite dieses Falles war zu bedrückend. Das erschreckende Bild von Boscentis, seinen Vampiren sowie den Zombie-Matrosen tauchte kurz vor ihrem inneren Auge auf. Dann sah sie die Menschen im Aufenthaltssalon. Und andere Menschen, die hilflos durch das Geisterschiff irrten.

Sie waren zu wenige, um allen gleichzeitig helfen zu können – und

noch gegen eine Übermacht der Dämonen anzukommen. Also lag ihre einzige Chance in einem blitzschnellen Schlag gegen den Hexer.

Ja, das konnte sie vor ihrem Gewissen so verantworten. Das sagte sie den anderen, und dann faßte sie knapp zusammen, wie sie sich diesen Schlag vorstellte.

Ihr Kriegsrat dauerte noch ziemlich genau zwei Minuten, in denen sie an Damonas verzweifeltem und riskantem Plan herumfeilten.

Als sie wenig später aufbrachen, wußten sie, daß Erfolg oder Mißerfolg dieses Planes über Leben und Tod entschied.

Oder über etwas, das noch viel schlimmer war als der Tod – die grausame Existenz eines Blutsaugers…

***

Der dicke Blutstropfen klatschte mitten auf die bleiche Stirn der Toten.

Niarchos Sarantini starrte darauf, aber er regte sich nicht. Seit er vorhin aufgewacht war, und das Skelett – das Skelett seiner Geliebten Gyselda – neben sich im Bett entdeckt hatte, war er geistig irgendwie weggetreten.

Hin und wieder stieß er ein Wimmern aus. Manchmal zuckte ein Muskel in seinem Gesicht. Der massige Mann war am Boden zerstört. Er fand keine Gedanken, keine Erklärung für das, was da neben ihm geschehen war, während er geschlafen hatte.

Ein zweiter Blutstropfen fiel von der Decke herunter und patschte in Gyseldas Gesicht.

Diese schreckliche Anklage in den großen Augen. Denn Gyseldas Gesicht war nicht skelettiert. Das war normal geblieben, fast schien es, als lebe sie noch, als hielte sie nur einen kurzen Schlaf.

Niarchos Sarantini hatte seiner Geliebten vorhin die Augen geschlossen.

Jetzt rann das Blut über ihr bleiches Gesicht.

Er sah dem Rinnsal nach. »Gyselda«, flüsterte er tonlos. »Mein Gott, Gyselda, Schätzchen…«

Keine Antwort. Sie würde ihm nie wieder antworten können. Diese Sicherheit drang in sein Bewußtsein ein. Erschüttert schüttelte er den Kopf. Er spürte das Brennen von Tränen in seinen Augen. Wie lange hatte er nicht mehr geweint?

Das Geschäftsleben, der tägliche Konkurrenzkampf, der beileibe nicht mit Glacehandschuhen ausgefochten wurde, hatte ihn hart gemacht. Ein Panzer lag um seine Seele, doch der zerbröckelte jetzt.

Niarchos Sarantini trauerte um seine Geliebte.

Aber er begriff irgendwann, kurz nachdem der dritte Blutstropfen von der Decke fiel, daß er handeln mußte.

Er richtete sich auf, glitt hastig von dem weichen, fellbedeckten Bett

und – stand knöcheltief in eiskaltem, brackigem Wasser.

Das brachte ihn endgültig in die Wirklichkeit zurück.

Allerdings eine Wirklichkeit, die schlimmer war als mancher Alptraum, den Sarantini schon gehabt hatte.

Seine Geliebte zum Skelett gemacht… Von der Kajütdecke tropfte Blut … Wasser überall auf dem Boden …

»Guter Gott!« entfuhr es Sarantini. In der Kabine herrschte nur mehr ein vages Zwielicht, es war gerade noch hell genug, daß er einigermaßen Einzelheiten ausmachen konnte.

Das – das war nicht mehr die Kabine, die seiner Geliebten zugewiesen worden war. In die er sich mit ihr zurückgezogen hatte, um sicher sein zu können, daß Muriela das Schäferstündchen nicht störte.

Die gesamte Kabine hatte sich in ein kaltes, nasses Loch – im wahrsten Sinne des Wortes – verwandelt. Ein roher Holzverschlag, Decke, Wände – alles morsch. Von irgendwoher drang gurgelnd und gluckernd Wasser ein.

Niarchos Sarantini massierte sich den bulligen Nacken und watete durch das Wasser. Seine Kleider hingen unordentlich über einem wackeligen Stuhl. Er nahm sie auf und zog sich so schnell wie möglich an. Der Stoff war klamm. Sobald er ihn sich übergestreift hatte, klebte er förmlich auf seiner Haut. Sarantini hatte selten in seinem Leben Angst gehabt. Meist hatte er seine Gegner das Fürchten gelehrt. Jetzt aber stand er wie unter Strom, seine Nackenhärchen hatten sich aufgestellt. Seine Zähne klapperten aufeinander.

Eine Waffe!

Egal, was hier passiert war, er mußte sich zuerst seinen Revolver aus der Kabine holen, die er zusammen mit seiner Frau Muriela bewohnte.

Er stapfte zur Tür.

An das Schicksal seiner Frau verschwendete er keinen Gedanken.

Muriela und er – der Zug war schon lange abgefahren. Sie bedeutete ihm nichts mehr. Daß er sich nicht schon längst hatte scheiden lassen, das hatte andere Gründe. Schließlich mußte nach außen der Schein gewahrt bleiben. Die Geschäfte.

Verbissen arbeitete sich Sarantini zur Tür. Das Schiff mußte eigenartig schräg im Wasser liegen, denn an der Tür war das Wasser tiefer. Holzteile schwammen darauf, dazu grünliche, schleimige Knollen… Er schaffte es mit einem kräftigen Ruck, die Tür auf Anhieb aufzubekommen. Das Wasser floß nach draußen ab.

Aber auch im Korridor war der Boden mit einer Wasserschicht überzogen. Die Wände waren glitschig. Wie ein Schlag traf ihn der Gedanke – Blut. Aufkeuchend stieß er seine Rechte in die Hosentasche, fand auch tatsächlich das Feuerzeug und kramte es heraus.

Beim dritten Zünden klappte es, das kleine Flämmchen brannte.

Obwohl er diesmal darauf vorbereitet gewesen war, traf ihn der Anblick doch verdammt hart.

Das, was die Wände klitschig machte, war tatsächlich Blut. Es war überall. Als schmierige Schicht quoll es aus der Decke, tropfte herunter, oder rann über die Wände des Korridors. Knöcheltief stand er darin.

Niarchos Sarantinis Beherrschung brach. »Teufel!« keuchte er und stürzte los. Wie von Sinnen hetzte er den gefluteten Korridor entlang, der einmal mit kostbaren Teppichen ausgelegt und mit Teakholz-Täfelung versehen gewesen war. Nichts zeugte jetzt mehr hiervon. »Ist denn hier niemand?« brüllte er. »Ist denn niemand da?«

Überall nur Verfall, Schimmelpilze, Moder – und Blut.

Keuchend und röchelnd ging der Atem des bulligen Mannes. Das Blut sprudelte und spritzte. Er nahm keine Rücksicht darauf, sondern kannte nur ein Ziel, die Kabine zu erreichen, in der er seinen Colt Cobra wußte. Dann mußte er die anderen Passagiere warnen.

Wenn das überhaupt noch einen Sinn hatte.

Niarchos wollte nicht an die weiteren Konsequenzen denken. Was, wenn er der einzige Überlebende dieses – dieses Wahnsinns war?

Seine Kehle wurde eng. Dick, wie angeschwollen, lag seine Zunge im Mund, ein Fremdkörper, der ihn schier erstickte.

Dann stand er vor seiner und Murielas Kabine. Die Tür stand weit offen, aus dem Raum flutete helles Licht. Der Boden war trocken.

Keine Spur von Blut oder Wasser. Er schien in eine andere Welt gelangt zu sein.

Niarchos knirschte mit den Zähnen, seine mächtigen Pranken waren zu Fäusten geballt, sein ganzer Körper war angespannt.

Muriela lag ausgestreckt, verkrampft auf dem Rücken. Sie war tot.

Erschossen.

»Nein!« brüllte Niarchos Sarantini. »Nein! Neiiin!« Er kreischte. Es war zuviel für seine Nerven. Plötzlich war auch wieder überall Blut.

Er spürte die Tropfen, die auf ihn herunterregneten. Er schlug danach, versuchte, sie wegzuwischen, bevor sie auf seinen Schädel aufprallten, doch war dies nicht möglich.

Mit zwei großen Sätzen hastete er in die Kabine hinein, die noch genauso war, wie zuvor. Keine Veränderung hier drinnen.

Alles normal. Himmel, wie konnte so etwas möglich sein! Er war doch nicht übergeschnappt! Er sah doch keine Trugbilder – oder doch?

Da – die Kommode!

Er riß sie so wuchtig heraus, daß der ganze Schieber herausfiel.

Der Inhalt verstreute sich polternd und klirrend über den Kajütboden, auf dem jetzt schon die ersten Blutflecken feucht glänzten. Murielas Schmuck, ihre Schminkutensilien, ein

Handspiegel… Und da – da war die Lederhalfter mit dem Colt Cobra. Aufatmend riß Niarchos Sarantini die Waffe heraus, überprüfte die Waffe. Sie war geladen.

Als das amüsierte Kichern hinter ihm laut wurde, zuckte er wie von der Natter gebissen herum. Eiskalt war der Lufthauch, der ihm über den schweißnassen Nacken strich.

»Die wirst du brauchen, mein Lieber«, flüsterte eine bleiche Frau, die in der Türöffnung aufgetaucht war. »Dazu aber auch eine Menge Glück.«

»Bleib stehen!« knirschte Sarantini. Die Mündung des Colt Cobra war auf die Frau gerichtet.

Wie komisch sie aussah.

So bleich, fast transparent die Haut. Die Augen im Gegensatz dazu fast schwarz, an den Rändern blutrot. Zerwühlt waren die langen, brünetten Haare, und das durchsichtige Negligé war an mehreren Stellen zerrissen. Darunter schimmerte kalkig die Haut.

»Mit der Waffe kannst du mir keine Angst einjagen.«

»Und warum nicht?« stieß Sarantini erregt hervor. »Sind wir denn alle wahnsinnig geworden? Warum – warum bedrohen Sie mich? Was wollen Sie?«

»Dein Blut. Ich bin eine Vampirin.«

Sie sagte das mit einer solchen Selbstverständlichkeit und Kaltblütigkeit, daß es ihm grauste.

Er hatte schon Dracula-Filme gesehen, natürlich, deshalb starrte er auch unwillkürlich auf ihren Hals.

Ein schlanker graziler Hals.

Dort, wo die Halsschlagader saß, waren zwei blutrote Bißwunden zu sehen: Blutverschmiert waren sie noch.

Die Vampirin stieß ein zischendes Lachen aus. Und machte einen Schritt. Und noch einen.

»Was ist hier passiert?« keuchte Sarantini.

»Der Hexer hat Monsieur Zarangars Yacht in ein Gespensterschiff verwandelt«, kam die lapidare Antwort. »Alle Menschen, die zu dieser Kreuzfahrt eingeladen wurden, sollen zu Vampiren gemacht werden, so ist es der Wille Zarangars, des Meisters. Ich habe es bereits hinter mir. Ich bin unsterblich. – Und jetzt hole ich mir dich!«

Sarantini stellte keine Fragen mehr. Er drückte ab. Krachend entlud sich der Colt und spie Feuer und Rauch. Die Kugel klatschte in den schlanken Körper der Brünetten.

Sie taumelte leicht unter der Wucht des Einschlags, aber das war auch alles. Schnell hatte sie sich wieder gefangen. Ihre Hände flogen hoch, die Finger krümmten sich zu gefährlichen Krallen. Mit einem Wutschrei sprang die Frau über den Leichnam Muriela Sarantinis hinweg und auf Niarchos zu.

Der massige Mann sah das Einschußloch. Es klaffte in der Brust der Frau. Kein Blutstropfen quoll heraus.

»Guter Gott!« keuchte er.

Im nächsten Augenblick war die Vampirin heran. Sie gebärdete sich wie eine Furie, zog Niarchos Sarantini die Klauen quer übers Gesicht. Der Mann hatte gegen sie keine Chance.

Er stolperte, fiel um, spürte einen grellen Schmerz sein Rückgrat entlangzüngeln, dann konnte er sich nicht mehr richtig bewegen.

Sie saß bereits auf ihm, nagelte ihn mühelos auf dem Boden fest, während sie sich vorbeugte, ihren Mund mit einem gierigen Fauchen aufriß. Ihr Atem schlug in sein Gesicht.

Übergroß sah Niarchos Sarantini die Vampirhauer auf sich heruntersausen, ein Eissplitter fuhr in sein Herz – dann war alles vorbei…

Er starb den Vampirtod!

***

Der kalte Schweiß überzog ihre Haut mit einer klebrigen, widerwärtigen Schicht.

Aber das registrierte die Schwedin Lara Andersson nur beiläufig.

So gut es ging, hielt sie sich unter Kontrolle. Sie hatte gesehen, was mit Lady Audville passiert war. Jetzt war die dürre Frau tot, der Vampir-Kapitän hatte sie auf dem Gewissen. Und das nur, weil sie sich nicht hatte beherrschen können. Dabei hatte sie vorhin, beim Kartenspielen, so perfekt geblufft.

Ein derber Stoß ließ Lara Andersson vorwärtstaumeln. Sie stieß gegen den breiten Rücken des vor ihr gehenden Mannes. Er drehte sich nicht um. Unaufhaltsam stapfte er weiter, und Lara Andersson tat es ihm gleich, nachdem sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden hatte.

Die Vampire trieben sie enge Treppen hinauf, die es noch vor ein paar Stunden nicht gegeben hatte. Wenn der Gedanke nicht zu phantastisch gewesen wäre, dann hätte sie geglaubt, jetzt auf einem anderen Schiff zu sein.

Sicher, es war ein anderes Schiff – uralt, vergammelt, ein Wrack, das eigentlich nicht mehr schwimmen konnte. Aber wie hatte man es angestellt, sie alle auf dieses Schiff zu bringen? Die Antwort auf diese Fragen überstieg ihren Horizont, aber instinktiv tauchte da die Erinnerung an das Gespräch auf, das sie vor kurzem mit Madame Tassiljon, der dritten Kartenspielerin im Bunde, geführt hatte.

»Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde…« hatte die gepflegte Mittvierzigerin gesagt. Die Französin schien damit recht zu behalten.

»Los, los, weiter! Nicht einschlafen da vorne!« brüllte Boscentis.

Die Vampire, die die Gefangenen flankierten, fauchten aggressiv. Sie waren hungrig. Die Untoten schienen Lara Andersson nicht minder

gefährlich.

Einen penetranten Verwesungsgestank verströmten die monströsen Gestalten in der alten Kleidung.

Waren sie die ursprünglichen Matrosen des Schiffes? Genauso alt und tot wie dieses Schiff? Automatisch bewegte sie sich. Ihr Körper fühlte sich eiskalt an, das Denken fiel ihr schwer. Aber sie mußte denken!

Nein, sie konnte es nicht glauben. Sie kämpfte dagegen an, sie weigerte sich, denn wenn dies wirklich alles Wirklichkeit war, dann – ja, dann würde ihr ganzes bisheriges Weltbild zusammenbrechen.

Also keine Fragen mehr stellen. Alles akzeptieren. Einfach als gegeben akzeptieren, hämmerte sie sich ein.

Hinter ihr stöhnte jemand. Sie sah nicht zurück. Schläge waren zu hören, einer der anderen Gefangenen ging zu Boden. Lara hörte es an dem dumpfen Fall. Mit einem harten Laut wurde der Gefallene aber wieder hochgerissen. »Weiter! Los!«

Dumpf hallten die Schritte auf den morschen Bodenplanken. Schuhe schlurften über den Boden. Müde, erschöpfte Bewegungen. Stoff raschelte. Es stank nach Schweiß – nach Angstschweiß und Tod. Die Bedrohung saß ihnen allen im Nacken.

Die Vampire waren eine reale Bedrohung, und die Zombies ebenfalls. Daß sie nicht spaßten, hatten sie unten, im großen Aufenthaltssalon, gezeigt. – Himmel, wie konnte es solche Wesen nur geben?

Wind fauchte in Laras Gesicht, als sie an Deck taumelte. Es raubte ihr den Atem.

Der Anblick der verfallenen Deckaufbauten stach wie ein Blitz in ihre Seele. Sie keuchte, schloß die Augen und als sie sie wieder öffnete, bot sich immer noch der gleiche Anblick.

Es war wahr. Sie waren auf einem Geisterschiff. Die zerfetzte Takelage. Die Hauptmasten mit den straff geblähten, jedoch vermoderten, teilweise auch in Fetzen herunterhängenden Segeln. Überall Trümmer und Nässe. Der Boden war rutschig von der schleimigen Tangschicht, die ihn überzog. Wie lange mußte ein Schiff in großer Meerestiefe liegen, um so zu werden? Hart schluckte sie den würgenden Kloß in ihrer Kehle hinunter. Wie ein Fiebersturm durchloderte es sie. Aber sie schrie nicht, sie versuchte nicht, aus der Reihe der Gefangenen auszubrechen und – wohin auch immer – davonzulaufen. Sie ahnte instinktiv, daß sie nicht weit kam. Nicht auf diesem Schiff, das eine gewaltige Menschenfalle war.

Die Nacht spannte sich über ihnen. Kein Stern war zu sehen, auch der Mond lag hinter dräuenden tintigen Wolken verborgen.

Wind riß und zerrte an den Tauen, die von den Masten herunterbaumelten. Jenseits der Reling rauschte das aufgewühlte Meer.

Die grausigen lebenden Leichen hatten einen weiten Kreis auf dem

Hinterdeck gebildet.

Lara begann, sie zu zählen, kam bis dreißig und hörte auf. Ihr Herz pochte wie verrückt. Ihre Kleider waren durchnäßt vom Schweiß. Kalt biß der Wind in sie hinein.

Die Handfesseln scheuerten ihre Haut auf. Sie blutete leicht. Wieder traf sie ein Schlag. Wütend fuhr sie herum, sah den untoten Matrosen halbrechts hinter sich und schluckte ihren empörten Schrei hinunter.

»Ich kann nicht schneller!« keuchte sie statt dessen.

»Dann bewegst du dich gleich auf den Knien weiter!« grollte die Bestie. Die Skelettfratze glänzte. In den dunklen Augenhöhlen saßen Pupillen, die keine Irisse mehr hatten. Bleiche Augen, milchig, hart wie Steine. Ohne jedes Gefühl.

Der Kerl hielt einen rostigen Säbel in der Hand. Damit fuchtelte er ihr jetzt vor dem Gesicht herum. »Schneller!« befahl er dumpf. Die Kieferknochen bewegten sich. Ein makabrer Anblick, der ihr eine Hitzewallung übers Genick jagte: Die meisten Zähne im Mund des Schrecklichen waren herausgebrochen.

Und Lara Andersson ging schneller. Wo mochte ihr Mann sein?

Lebte er noch?

Die Untoten trieben sie in den Kreis, den sie bildeten. Der Wind heulte und jaulte. Die Segel knatterten. Hin und wieder war das Knarren eines sich bewegenden Seitenholms zu vernehmen.

»Ihr Teufel! Was habt ihr mit uns vor?« kreischte ein jüngerer Mann plötzlich los. Lara verachtete ihn, weil er sich so gehen ließ.

Sie sah die Bewegung aus den Augenwinkeln heraus und wandte den Kopf.

Der Mann stürzte sich auf einen der Zombies. Der Knöcherne wich dem beidhändig geführten Schlag aus und konterte. Nicht mit der Faust, nein, sondern mit dem stumpfen Griff seines Säbels. Der Hieb traf den Mann in Höhe des Schlüsselbeins und trieb ihn mit einem Aufschluchzen zurück.

»Du wirst schon noch erfahren, was euch blüht!«

Lara konnte die Stimme des Untoten überraschend deutlich hören, obwohl der Wind stärker wütete.

Der Kreis der Zombies hatte sich geschlossen. Tote Augen waren starr auf sie gerichtet. Lara blickte sich um. Wie eine Mauer ragten die Körper der lebenden Toten ringsum auf. Sie bewegten sich kaum. Nur ganz selten verlagerte einer von ihnen sein Gewicht.

Grausam deutlich sah man die Gesichter, obwohl es düster war.

Schatten lagen unter den Totenaugen, dort, wo die Haut noch nicht vom Knochen abgebröckelt war, wirkte sie aufgedunsen und teigig.

Strähnige Haare wucherten auf den Schädeln. Manche der Zombies trugen schwarze Augenklappen. Andere ehemals bunte Kopftücher, die im Nacken geknotet waren.

Eine Armee der lebenden Toten war aufgestellt, um sie zu bewachen.

Aber Lara Andersson vergaß die Vampire nicht. Daß der gutaussehende Kapitän Boscentis ein Blutsauger war, konnte sie noch immer nicht richtig glauben. Auch hier weigerte sich ihr Verstand, Tatsachen zu akzeptieren, so sehr sie sich dies auch einhämmerte.

Aber außer Boscentis hatte sie auch Männer und Frauen mit Vampirzähnen gesehen, die noch vor Stunden ganz normale Menschen gewesen waren.

Bedrückende Stille.

Schwer atmeten die Gefangenen. Manche weinten, oder schluchzten halblaut. Andere wieder starrten dem Kreis der Untoten trotzig entgegen. Fäuste ballten sich. Lara sah aber auch Gesichter, in die sich der Wahnsinn hineingegraben hatte.

Mit ihr waren es elf Leute. Sechs Frauen. Fünf Männer. Ihr Mann war nicht dabei, was Laras letzte Hoffnung zunichte machte.

Was sollte mit ihnen geschehen?

Warum geschah nichts? Die Untoten schienen auf ein Signal zu warten.

Oder –Lara Andersson konnte diesen Gedanken nicht mehr bis zu Ende bringen, denn in diesem Augenblick wichen die Untoten an einer Stelle zur Seite, rückten dichter zusammen. Gemurmel wurde laut.

Ein einzelner Mann drängte sich durch die Horror-Kreaturen.

Lara starrte hin. Sie kaute unbewußt auf ihrer Unterlippe. Ihre Haltung versteifte sich.

»Keiner von euch rührt sich!« brüllte Boscentis mit Donnerstimme.

»Der Meister wird jetzt zu euch sprechen! Hört euch genau an, was er euch zu sagen hat. – Ihr werdet es nicht bereuen!«

Der Mann trat in den Kreis. Noch war er ein Schemen unter anderen Schemen. Dennoch wirkte er gefährlich. Eine Schwärze umflirrte ihn – eine düstere Aura, die schwärzer war als die schwärzeste Nacht.

Er trug einen ebenfalls schwarzen Anzug. In der Rechten hielt er einen Spazierstock, wie er in den zwanziger Jahren modern gewesen sein mochte.

Lara starrte auf die unheimliche Gestalt, dorthin, wo das Gesicht zu sehen sein mußte, wenn der Mann nur nahe genug war.

Und das war er nach drei weiteren schleichenden Schritten.

Er schien ihre Blicke zu bemerken, denn er wandte sich jetzt sogar ihr zu.

Lara Andersson durchfuhr eisiges Entsetzen, als sie sah, daß er kein Gesicht hatte. Ja, es war verrückt, wie alles, was sie in der letzten Viertelstunde erlebt hatte, aber genauso real. Eine schwarze Fläche, pulsierend, dick, undurchdringlich wie eine Maske, lag über dem Gesicht des Unheimlichen. Widerlich anzusehen.

Lara stand stocksteif. Die anderen menschlichen Gefangenen ringsum

drängelten sich unwillkürlich enger zusammen. Lara konnte ihre Angst spüren. Sie war sensibel, auch wenn sie dies oft unter einem ruppigen Auftreten verbarg.

Da sprach der Unheimliche, wobei er den Eindruck, den er auf seine Gefangenen machte, sichtlich auskostete. Er gab sich jovial.

Das, was er sagte, kam für die Menschen jedoch einem Todesurteil gleich…

***

Dumpf war die Stimme des Hexers, dumpf und leicht verzerrt, als würde sie direkt aus einem geschlossenen Sarg herausdringen.

»Ihr habt Pech gehabt, wißt ihr das? Verdammtes Pech. Oh, nicht, weil ihr mir und meinem Herrn, Monsieur Zarangar, in die Falle gegangen seid. Sondern, weil ihr bis jetzt noch nicht in den Genuß unseres großen Geschenkes gekommen seid. – Die Unsterblichkeit! Ja, wir wollten euch die Unsterblichkeit geben. Ewiges Leben für euch alle! Ihr wart Auserwählte! Jetzt aber…« Er machte eine kurze Pause und ließ seine Worte einwirken. »Jetzt seid ihr Geiseln. Mir geht es um zwei ganz bestimmte Menschen. Um eine gewisse Damona King sowie ihren Freund Mike Hunter. Letzteren dürftet ihr nicht kennen, denn er ist nicht offiziell an Bord dieses schönen Schiffes gekommen. Aber Miß King ist euch sicherlich keine Unbekannte. Damona King, die bezaubernde junge Konzernerbin. Wir haben sie auf den Bahamas an Bord genommen. Die Hexe Damona King.« Wieder eine Pause. Der Unheimliche kam noch näher. Vor den Gefangenen schritt er auf und ab. Die Untoten hinter ihm rückten näher heran. Lara Andersson spürte, wie sich der Geruch nach Verwesung und nassem Moder auf ihre Zunge legte.

Ein widerwärtiger Belag.

»Nun werdet ihr euch fragen, was das eine mit dem anderen zu tun hat«, sprach der Gesichtslose weiter. »Das will ich euch sagen. Ihr seid die Garantie dafür, daß sich die beiden Gesuchten brav in unsere Obhut begeben. Denn wenn sie das nicht tun, dann seid ihr des Todes. Dann kommt ihr nicht in den Genuß der Unsterblichkeit, sondern werdet einen grauenhaften, endgültigen Tod sterben. Versteht ihr jetzt auch, wie ich das mit dem Pech gemeint habe?« Er lachte.

Die Menschen murmelten durcheinander. Lara wußte nicht, ob sie dem Mann glauben sollte. Sie war viel zu durcheinander. Noch immer hatte sie das Gefühl, daß der Gesichtslose zu ihr herschaute. Als würde er sie kennen. Ihr war heiß, doch sie mußte frösteln. Der Wind fuhr in ihre Haare und wühlte darin, ließ sie flattern und wie ein Schleier vor ihr Gesicht wehen. Das, was der Unheimliche gesagt hatte, riß an ihren Nerven. Ihre Beherrschung bröckelte. Zu viele grauenhafte Details fügten sich dem großen Schock hinzu, der sich in ihr

Bewußtsein hineingefressen hatte, als sie unten, im Salon, von Boscentis und seinen Horror-Gehilfen überfallen worden waren.

»Ich fasse also kurz zusammen«, fuhr der Gesichtslose fort. »Entweder eure Pechsträhne hält an – und Damona King und Mike Hunter stellen sich nicht. Dann werdet ihr sterben. Einer nach dem anderen. Oder aber – die beiden stellen sich, denn diese meine Ansprache ist durch gewisse magische Tricks überall auf diesem Schiff zu hören. Dann werdet ihr doch noch eure Glückssträhne erleben und zu Unsterblichen gemacht! So, und jetzt hoffe ich, daß ihr alle kooperativ genug eingestellt seid. Keine Fluchtversuche. Kein Aufruhr. Meine Leute sind angewiesen, hart durchzugreifen. Ihr wißt jetzt, um was es für euch geht. – Entweder Unsterblichkeit – endlos leben – oder aber Tod.«

»Unsterblichkeit – als Vampir! Wir haben eure Kreaturen gesehen… Dann lieber tot sein!« brüllte jemand links von Lara.

»Still!« fauchte eine Frauenstimme.

Der Unheimliche lachte nur. »Jeder kann sich seine eigene Meinung bilden. – Aber wartet erst, bis ihr gesehen habt, *wer* euch den Tod bringen wird…«

Und damit riß er beide Arme hoch, stieß einen schrillen, befehlenden Schrei aus. Die behandschuhten Hände wurden plötzlich von orangefarbenem Licht umflirrt. Ein dumpfes Brausen erfüllte die Luft, übertönte die Geräusche der Takelage, das Heulen des Windes sowie das Tosen des unruhigen Meeres.

Das Brausen und Kreischen schwoll an, verstärkte sich, schnitt in Lara Anderssons Geist, so fürchterlich schrill, grell, glühendheiß, daß sie unwillkürlich ebenfalls schrie. Wie auch die anderen Gefangenen.

Dann öffnete sich das Meer! Wasserfontänen schossen hoch, Milliarden Tropfen wirbelten und wallten, Nebelschleier entstanden.

Urwelthaftes Brüllen und Grollen und Röcheln fügte sich in die Melodie des Grauens ein!

Lara starrte verzweifelt aufs Meer hinaus. Fürchterliche Wesen erhoben sich aus den Fluten, riesengroße Kreaturen!

Wesenheiten, mit betörenden weiblichen Körpern, samtiger Haut, wobei jedoch die Arme mit grünbraun schillernden Schuppen überzogen waren und in messerscharfen Krallen endeten!

Die Köpfe der Ungeheuer aber waren groteske Stierschädel… Aus tellergroßen, tiefroten Augen heraus funkelten dämonische und gierige Blicke. Riesige Mäuler klafften auf. Speichelfahnen trieben im Wind. Noch immer brüllten und kreischten und heulten die Monster aus den Tiefen des Meeres. Tödliche Reißzähne schimmerten und gleißten.

Aufruhr entstand unter den Gefangenen. Aber der Ring der Zombies hielt sie eisern zusammengepfercht.

»Jetzt!« schrie der Hexer und schüttelte seine Fäuste zu den Ungeheuern der Meere hinüber. »Jetzt könnt ihr eure Entscheidung treffen, ihr armseligen Menschen! Wollt ihr sterben – oder wollt ihr ewiges Leben!« Bestialisch war sein Lachen. »Seht euch eure Todesbringer genau an, es sind die Geister der Untiefen… Und sie sind hungrig … Sehr hungrig …« Wieder schrillte das unmenschliche Lachen.

»Ich glaube, ihr werdet euch für das Leben entscheiden. – Und Damona King und Mike Hunter… Egal, wo ihr euch verkrochen habt … Ihr wißt jetzt, um was es für diese Menschen hier geht! Stellt euch! Ergebt euch, und ich werde diese Menschen schonen! Andernfalls …«

Die letzten Worte hatte er so laut es ging hinausgebrüllt. Schwarze Magie verstärkte sie, ließ verzerrte Echos rollen, es schien, als würden die Geister der Untiefen seine Worte wiederholen – grollend, kläffend, krächzend.

Lara fühlte, daß ihr Herz von einer unsichtbaren Hand zusammengedrückt wurde. Mehr und mehr. Sie hielt diesen Horror nicht mehr aus. Tränen quollen in ihre Augen. Noch beherrschte sie sich.

Sie war stark. Schluchzend hämmerte sie sich das ein, während sie wie gebannt auf die Seeungeheuer starrte, die hinter der Reling aus dem brodelnden, schwarzen Wasser aufragten.

Sie kamen näher.

Der Unheimliche schrie ihnen Befehle in einer jaulenden, winselnden Sprache zu.

Die Zombies murrten. Sie schienen ihn verstanden zu haben. Hinter ihnen entstanden weitere Bewegungen. Bizarre Schatten schwangen sich in die Luft.

Das waren die Vampire…

Mit heftigem Flügelschlag schraubten sie sich hoch und kreisten über den Gefangenen.

Der Unheimliche lachte jetzt.

»Damona King!« brüllte er. »Mike Hunter! Habt ihr alles mitbekommen? Ergebt euch, sonst werden meine bedauernswerten Gefangenen einen furchtbaren Tod sterben! Ergebt euch!«

Die Worte hallten über das Deck des Geisterschiffes. Die Geister der Untiefen – in der Gestalt furchtbarer Seemonster – äfften sie nach.

»Ich warte! Damona King! Mike Hunter! Ergebt euch endlich… Ihr habt noch genau eine Minute, dann wird die erste Geisel sterben!«

Und mit diesen Worten drehte sich der unheimliche Hexer um und kam auf Lara Andersson zu.

»Du wirst es sein, mein Schatz«, sagte er heiser.

Die schwarze Fläche verschwand – Lara Andersson konnte das bleiche, aber männlich schöne Gesicht sehen.

Es war das Gesicht ihres Mannes!

Diese grauenvolle Enthüllung verkraftete sie nicht mehr. Wie vom Blitz gefällt brach sie zusammen.

Sie hörte nicht mehr, wie eine wütende männliche Stimme von den Mitteldeckaufbauten her rief: »Hier sind wir, Hexer! Ich bin Mike Hunter! Du hast gewonnen. Wir – wir ergeben uns!«

***

»Na also!«

Der Hexer trat von den Gefangenen zurück und sah dorthin, wo die Stimme laut geworden war.

Seine Frau, die sich stöhnend auf dem Deck wälzte, beachtete er nicht. Sie war ihm ohnehin schon lästig gewesen, und er freute sich diebisch, sie jetzt sozusagen in treuer Pflichterfüllung für seinen Herrn loszuwerden.

Björn Andersson – so der richtige Name des Hexers – sah, wie sich auf dem Mitteldeck etwas rührte. Schattenhaft erkannte er drei, vier Gestalten. Das mußten die Gesuchten sein!

»Los, holt sie euch!« befahl Andersson seinen Vampiren. Er hatte nicht laut gesprochen, aber die Blutsauger reagierten dennoch umgehend. Fünf von ihnen schwangen sich in der Luft herum und schossen davon.

Andersson rieb sich die Hände. Er hatte gewonnen. Zarangar konnte mit ihm zufrieden sein. Der Triumph loderte wie eine Stichflamme in dem Hexer…

***

Allerdings triumphierte er zu früh!

An zwei Stellen krachte es gleichzeitig. Grelle Stichflammen zuckten in den Nachthimmel. Die Untoten schrien entsetzt und rannten durcheinander.

»Verdammt! Nicht! Bleibt zusammen…«

Die gellende Stimme des Hexers ging im einsetzenden Tohuwabohu unter.

Damona King packte das feuchte Tau, dessen Tragfähigkeit sie zuvor getestet hatte, stieß sich von dem Seitenholm des Heckmastes ab, auf dem sie sich vorhin, als die Vampire und die Zombies mit ihren Gefangenen an Deck aufgetaucht waren, im letzten Augenblick versteckt hatte.

Im Kreisbogen fegte sie durch die Luft. Rauchwolken verbargen sie vor den Blicken der Horror-Kreaturen. Noch.

Vier ihrer sieben silbernen Kugeln hatte sie dafür geopfert. Die restlichen drei mußten genügen, den Hexer zu erledigen. So, wie die Sache jetzt ablief, war das nicht mehr der Original-Plan. Sie mußten frei inszenieren, da sie nicht damit gerechnet hatten, daß der Hexer

seine Gefangenen als Druckmittel einsetzen würde. Aber mit ein bißchen Geschick und Glück…

Mike hatte jedenfalls goldrichtig gehandelt. Momentan war der Hexer abgelenkt. Hundertprozentig. Er hatte genug mit seinen Kreaturen zu tun. Panik herrschte zudem unter den Menschen.

Damona, die die Pulverhäufchen gezündet hatte, als sich Mike pro forma ergab, sah, daß es klappen konnte.

Wie ein Schemen wischte sie durch die Luft. Sie flog über die Köpfe der Untoten hinweg. Die Vampire, die ihre Stellung nicht verlassen hatten, sondern noch immer über den Gefangenen des Hexers kreisten, schrien auf. Sie hatten sie entdeckt.

Zu dem Zeitpunkt allerdings war es schon zu spät.

Wie ein Racheengel kam Damona über den Hexer. Sie sah ihn unter sich laufen, das Tau hatte seinen Höchststand erreicht und würde im nächsten Augenblick wieder zurückschwingen. Damona ließ los. Sie spannte ihre Muskeln an. Mit den Füßen voran rammte sie Björn Andersson ins Genick. Der Aufprall warf den Hexer um.

Er rollte übers Deck. Damonas Füße wurden ihr unter dem Leib weggerissen. Sie fiel ebenfalls, war aber schneller wieder auf den Füßen als Andersson. Die Menschen schrien durcheinander.

Der Hexer federte hoch. Wie durch ein Wunder lebte er noch.

»Du!« kreischte er. »Helft mir! Damona King ist hier…«

Aus seinen Fingerspitzen zuckten grellviolette Blitze auf Damona zu.

Sie hechtete nach vorn. Die Luger hatte sie notgedrungen in die Halfter stecken müssen. Jetzt zuckte Damonas Rechte hoch, packte die Waffe.

Ein Schlag traf sie an der linken Schulter und warf sie herum. Die Zombies kamen ihrem Herrn zu Hilfe. Das gräßliche, hohe Schreien der Meergeister gellte in Damonas Ohren. Sie verschloß sich gegen sämtliche Umweltgeräusche, sperrte die Schreie, das Stöhnen, Wimmern, Hecheln aus ihrem Schädel aus.

Nur der Hexer zählte.

Und der war nur eineinhalb Yards von ihr entfernt. Sie hatte ihn beim ersten Mal nicht richtig erwischt.

Das konnte ihr Verhängnis werden. Wenn die Monster aus dem Meer eingriffen, dann –Damona riß die Luger hoch, zielte hastig und drückte ab. Die geweihte Silberkugel stach aus dem Lauf. Der Hexer schrie, griff sich in einer ruckartigen Bewegung an die linke Brust und machte ein paar verloren wirkende Rückwärtsschritte.

Damona sah im nächsten Augenblick nichts mehr, denn da waren die Zombie-Matrosen heran. Wie eine Horde Raubtiere stürzten sie sich auf sie. Schläge hämmerten auf sie ein.

Sie feuerte noch einmal.

Die Kugel hieb in den Leib eines Zombie-Matrosen und schmetterte

ihn zurück. Die anderen wurden zum Teil ebenfalls mitgerissen.
Damona trat um sich, bekam etwas Luft, konnte sich wegrollen, und war wieder auf den Füßen…
Die Übermacht der Grauenvollen war jedoch zu groß!
Schon hechteten weitere Zombies heran, und aus der Luft herunter erklang das geifernde Gefauche der Vampire…

***

Die Vampire hatten sich in riesenhafte, monströse Fledermäuse verwandelt!
Die fast transparent wirkenden großen Schwingen schienen direkt aus den menschlichen Schädeln zu wachsen. Bleich schimmerten die Gesichtsovale in der Dunkelheit, als die Fledermäuse heranflatterten.
Mike Hunter erwartete sie.
Breitbeinig stand er in der Türöffnung, den rostigen Säbel in der Rechten, während er den Eisenhaken in der Linken hielt.
Seine Mutter, Corinna Stier und ihren Sohn Markus hatte er hastig in den Korridor zurückgedrängt. Er wollte sie nicht gefährden. Außerdem sollte der Junge so wenig wie möglich von diesem grauenhaften Geschehen mitbekommen.
Die erste Fledermaus war heran.
Mit einem häßlichen Kreischen griff sie an. Das menschliche Maul wurde aufgerissen, die großen Vampir-Eckzähne gleißten auf, hastig flatterten die Schwingen, an deren oberen Seite gefährliche Reißklauen saßen.
Flatternd wischte der Dämon heran!
Mike wartete bis fast zuletzt, dann schlug er zu. Eine blitzschnelle Bewegung. Die rostige Klinge fetzte durch die Flügelhaut. Der Vampir kreischte wieder – diesmal allerdings voller Panik.
Er trudelte ab, krachte vor Mikes Füße.
Der Rückverwandlungsprozeß setzte ein… Aus der Fledermaus wurde wieder ein Mensch. Da hieb Mike ein zweites und drittes Mal zu.
Dann hatte er schon keine Zeit mehr, sich um diesen Gegner zu kümmern!
Während unten, auf dem Deck, ein wilder Kampf entbrannt war, in dem Damona mittendrin steckte, kamen die anderen Vampire.
Auch sie in Fledermäuse verwandelt – große, menschliche Köpfe, aus deren Seiten gewaltige Schwingen wuchsen… Es schwirrte und flappte und knatterte rings um Mike. Drei Vampire griffen gleichzeitig an, ein vierter hielt sich noch zurück. Offenbar sollte er ihm den Todesstoß versetzen, wenn er mit den anderen beschäftigt und somit abgelenkt war.
»Nicht mit mir, Sportsfreunde!« keuchte Mike.

Die erste Fledermaus holte er im Anflug herunter. Mit einer fürchterlichen Wunde quer durch das menschliche Gesicht schwirrte sie torkelnd davon.

Mikes Herz übersprang einen Schlag. Aus den Augenwinkeln heraus sah er, daß sich die Lage zuspitzte. Jetzt hatten sich auch noch Zombies zu ihm her in Marsch gesetzt.

Ein Schuß krachte unten, auf dem Deck.

Aber Damona hatte den Hexer offenbar noch immer nicht erledigt, denn der Spuk hielt an. Die Monster, die aus Meerestiefen aufgetaucht waren, zögerten noch, in den Kampf einzugreifen. Sie lauerten jenseits der Reling, sieben gewaltige Kreaturen…

Schwarz in Schwarz war die Umgebung.

Aber Mike sah die Vampire trotzdem kommen. Sie waren schnell – verdammt schnell. Aus drei Richtungen schossen sie vor.

Mike zog sich in die Türöffnung zurück.

Damit hatten die Blutsauger nicht gerechnet. Enttäuscht krächzten sie. Einer setzte auf dem Deck auf und verwandelte sich in einen Menschen zurück.

Mike knallte die Tür zu. Die beiden anderen Dämonen flatterten dagegen. Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, Mike hätte über die Slapstick-Komik dieser Szenerie grinsen müssen. So aber hetzte er den Korridor entlang. Seine Mutter, Corinna und Markus erwarteten ihn an der nächsten Biegung.

»Hast du sie erledigt?« keuchte Amelie Hunter.

»Nicht alle.«

Er nahm sie beim Arm und drängte sie herum. »Zum Seitenausgang. Und aufpassen, da ist der Boden wieder morsch.«

Hinter ihnen wurde die Tür aufgerissen. Schritte wurden laut. Die Vampire nahmen die Verfolgung auf…

***

Blitzartig warf sich Damona herum!

Der Vampir verfehlte sie trotzdem nur halb. Die Klauen, die in ihr Gesicht hätten fetzen sollen, bohrten sich in Schulterhöhe in Damonas Bluse. Ratschend zerriß der Stoff. Die anderen Vampire zogen sich wieder hoch. Den Luftzug spürte Damona, während sie sich von den neuerlich zupackenden Klauen des Vampirs wegruckte.

Tatsächlich kam sie frei.

Der Vampir-Dämon schrie enttäuscht. Seine Schwingen flappten.

Dadurch behinderte er die ebenfalls herandrängenden Zombies.

Menschen schrien durcheinander. Die meisten Gefangenen nützten ihre Chance und brachten sich in Sicherheit. Die Zombies achteten gar nicht auf sie.

Damona sprang los. Sie brach durch die Untoten. Säbel blitzten.

Von allen Seiten wieselten die Untoten heran. Diesmal würden sie keine Rücksicht mehr nehmen und sie nur mit den blanken Fäusten traktieren. Diesmal würden sie ihre Schwerter und Enterhaken benutzen!

Damona hatte trotzdem nur Augen für den fliehenden Hexer. Er hatte vier Yards Vorsprung. Hastig drängelte er sich durch die Reihen seiner Horror-Kreaturen. Nur langsam kam er vorwärts. Also mußte ihm ihre Kugel doch ziemlich zu schaffen machen.

Damona blieb stehen.

Einholen konnte sie ihn nicht mehr, dazu quollen ihr zu viele Untote entgegen.

Sie hob die Luger, stützte die rechte mit der linken Hand ab und zielte. Wie auf dem Schießstand. Obwohl die Zombies nur mehr Yards von ihr entfernt waren. Wenn sie den Hexer jetzt nicht erwischte, dann starb sie umsonst. Ein eisiger Zorn erfüllte sie. Der Unheimliche hatte so viele Menschenleben auf dem Gewissen, er durfte nicht entkommen.

Damonas Zeigefinger krümmte sich ganz langsam um den Stecher. Sie durfte den Schuß nicht verreißen. Es war ihre letzte Kugel.

Die letzte Möglichkeit…

Dann schaltete die Hexe ihr bewußtes Denken aus, konzentrierte sich ausschließlich auf den Schatten, der der Hexer im Gewühl der lebenden Leichen war…

Aber Damona hatte einen Herzschlag zu lange gezielt. Sie kam nicht mehr dazu, zu feuern, ein mörderischer Schlag traf sie am Kopf. War das das Ende?

***

Mike Hunter spurtete den schmalen Seitengang entlang.

Seine Mutter kam ein paar Yards hinter ihm, und mit ihr Corinna Stier und Markus. Und hinter ihnen – noch weit genug entfernt – die Vampire.

Der Seitenausgang war noch fünf Yards entfernt. Mikes Gedanken überschlugen sich. Verdammt, er kam sich vor wie ein Hase, der vor dem Habicht davonrannte.

Er wußte, er mußte mit den anderen hier heraus kommen, die Vampire irgendwie austricksen, und dann Damona zu Hilfe kommen. Sie hatten den Hexer in der Zange, wenn das gelang.

Momentan aber sah es überhaupt nicht so aus, als würde es überhaupt soweit kommen.

Zu überstürzt hatten sie improvisieren müssen. Mike wußte nicht einmal sicher, ob er richtig gehandelt hatte, als er ihre Stellung verraten hatte, um damit den Hexer ganz auf sich zu lenken, damit Damona freie Bahn hatte.

Mike hatte die schmale Tür fast erreicht, als sie von außen aufgestoßen wurde. Hart schlug sie gegen die feuchte, schimmelüberwucherte Korridorwand und federte zurück.

Scheußliche Kreaturen drängten sich herein.

Zombies!

***

Mike stoppte nicht ab.

Wie ein Derwisch krachte er in die schwammigen, verwesten Leiber hinein. Der Überraschungseffekt war auf seiner Seite. Mit einem derartigen Handeln hatten die lebenden Leichen nicht gerechnet.

Mit ihren Reaktionen waren sie sowieso nicht die Allerschnellsten.

Sie schrien.

Mike roch ihren Pestatem und schlug zu.

Der Säbel wischte als silberner Schemen durch die Luft. Zwei Zombies purzelten zu Boden. Verrenkt blieben sie liegen. Die anderen kamen! Mike schlug wieder zu, traf auch. Leiber zuckten, gierige Klauenhände versuchten, ihn zu packen, schafften das auch, aber Mike kam immer wieder frei.

Verbissen schlug er den Weg frei. Stahl klirrte gegen Stahl.

Was er mit dem Säbel allein nicht schaffte, schaffte er, wenn er die Linke zu Hilfe nahm. Der Eisenpickel war eine grauenvolle Waffe.

Vor ihr bekamen auch die Zombies Respekt.

Einer, zwei stießen Mike schließlich um. Er stürzte schwer gegen die Seitenwand, rutschte ab, landete auf dem Hintern. Die Beine, die vor ihm aufwuchsen, hieb er durch. Der Zombie stieß ein heiseres Kläffen aus.

Zeitlupenhaft langsam kippte er um und blieb zuckend auf dem Boden liegen, während sich Mike zurückgerollt hatte und wieder aufsprang.

Er sah gerade hoch, wie seine Mutter einen Zombie mit einem gewaltigen Rundumhieb ihrer Handtasche von den Füßen schlug.

Hatte sie die Tasche mit einem Bleigewicht beschwert?

»Die Milchkännchen, mein Sohn! Die Milchkännchen!« rief sie ihm zu.

Der Untote kam knurrend wieder hoch, aber da war Mike heran.

Das Monstrum bekam keine zweite Chance. Mike köpfte es.

Keuchend fuhr er herum.

Er sah einen Schatten vor sich aufwachsen, begriff, daß er diesmal zu langsam gewesen war, hörte auch noch einen gellenden Schrei, dann ging die Welt in einer schlierigen, schwarzen Turbulenz unter!

Der Zombie hatte Mike nicht mehr erreicht!

Trotzdem verging alles!

Es krachte, Holz splitterte, ein Orkan schien durch den feuchten

Korridor zu toben. Mike wurde von den Füßen gerissen, schlug hart auf, wurde davongewirbelt wie ein Blatt im Sturm…

Was war passiert?

Was?

Dann folgte eine zweite Explosion, und das Geräuschchaos, der Sturmwind, der ruinenhafte, enge Gang des Geisterschiffes verwischten. In Mikes Innern vereiste etwas, und er rechnete nicht mehr damit, noch einmal mit dem Leben davonzukommen.

***

Sie war nicht mehr sie selbst. Irgend etwas hatte ihre alte Persönlichkeit ausgeschaltet. Automatisch handelte sie. Sie fand sich in Dunkelheit und Grauen zurecht.

Schattenhaft huschten die Leiber der Horror-Kreaturen an ihr vorbei. Keine kümmerte sich um sie.

Lara Andersson lächelte.

Ja, die hübsche Frau lächelte, obwohl das Grauen rings um sie her tobte.

Sie aber fühlte sich, als würde sie träumen. Sie schwebte förmlich über den glitschigen Boden.

Dann sah sie Damona King vor sich liegen. Die Untoten umkreisten sie. Einer hatte sie mit einem Enterhaken niedergeschlagen.

Ob die schwarzhaarige Frau tot war?

Lara Andersson stellte sich diese Frage nur beiläufig. Es interessierte sie nicht.

Nur die Pistole der Frau interessierte sie. Die Waffe war ihren Händen entfallen, als sie gestürzt war. Jetzt lag sie ein paar Yards entfernt. Knapp vor den Füßen ihres Mannes Björn.

Björn, der ein Hexer war.

Ein Ungeheuer in Menschengestalt.

Björn war für all das hier verantwortlich.

Lara Andersson ging weiter. In ihren Augen spiegelte sich der Wahnsinn. Und grenzenloser Haß. Sie war tot. Sie lebte nicht mehr – nicht mehr richtig. Das begriff sie irgendwie noch. Björn hatte dafür gesorgt, daß sie den Verstand verloren hatte. Auch das war ihr noch bewußt.

Sie bewegte sich schnell. Viel schneller, als sie den Eindruck hatte.

Sie schwebte nicht, sie rannte. Zombies stieß sie einfach beiseite. Die lebenden Leichen fauchten, stellten sich ihr aber nicht ernsthaft in den Weg. Vielleicht, weil sie vor ihrem Mann, dem Hexer, zuviel Respekt hatten.

Björn Andersson lachte, als er sie kommen sah.

»Beeindruckt, Liebling?« fragte er.

Er hielt sich noch immer die Brust, denn dort hatte ihn die Kugel

Damona Kings getroffen. Allerdings nicht tödlich.

»Du Scheusal!«

»Oh, welch ein Kompliment!«

»Ich hasse dich, Björn! Du machst alles kaputt! Du…«

»Das hier ist das wahre Leben! Macht, grenzenlose Macht über andere Menschen.«

»Du warst schon immer ein Teufel. Damals, als du das junge Mädchen in den Tod getrieben hast, das von dir ein Kind erwartete, hätten mir die Augen aufgehen müssen.«

Der Hexer bekam von einem seiner Zombies seinen Spazierstock gereicht, der ihm vorhin entfallen war. Er nahm ihn. Dann scheuchte er den Knochenmann mit einem herrischen Wink beiseite.

»Nun, jetzt siehst du ja klar«, meinte er lakonisch. »Es wird dir allerdings nicht mehr viel nützen, weil du nämlich gleich tot sein wirst. Meine Freunde, die Meerungeheuer, lecken sich schon die Lippen…«

Er zeigte zu den riesenhaften Monstern hinaus, die jetzt dicht hinter der Reling des Geisterschiffes emporwuchsen. Ihre Klauen hatten sie sogar auf der Reling abgestützt. Grollend und grunzend standen sie da.

Lara Andersson lächelte noch immer. Ekel zeigte sich in ihrem Gesicht.

»Wirklich, du hast Fantasie. So ein Tod ist doch viel interessanter als der, den du deiner Geliebten beschert hast.« Spott klang sogar in ihrer Stimme.

Der Hexer horchte auf. So kaltblütig kannte er seine Frau gar nicht.

Er hob den Spazierstock. Ein düsterblaues Licht begann sich an der Stahlspitze zu zeigen.

»Ich habe dich schon immer loswerden wollen, Liebling«, stieß er haßerfüllt hervor. »Du warst mir lästig. Ein Klotz am Bein. Als ich Monsieur Zarangar traf, und er mich in seine Vorhaben einweihte, wußte ich, daß das der Weg war. Der Weg zu grenzenloser Macht – und zur Freiheit. Du stoppst mich nicht.« Die letzten Worte kreischte er. Dann wandte er sich an die Seemonster. »Tut endlich etwas! Ihr seid meine Verbündeten… Hier! Holt euch euer Opfer! Ich schenke euch meine Frau … Ist das nichts?«

Lara Andersson war weit genug gekommen. Sie stürzte sich nach vorn, kam auf Damona Kings Luger zu liegen, packte sie und richtete sich wieder auf.

»Ich werde dich mitnehmen, Björn!« flüsterte sie.

Der Schatten einer monströsen Klaue fiel über sie, ihr Mann schrie gleichzeitig gellend, ruckte herum und hob abwehrend die Hände.

Da drückte Lara Andersson kaltblütig ab…

***

Sie erwachte, aber auf eine andere Art und Weise, als sie sich das in ihren kühnsten Hoffnungen hätte ausmalen können.

Das Erwachen selbst war wie immer. Bohrende Kopfschmerzen.

Übelkeit. Ihr ganzer Schädel schien mit schwarzer Watte ausgestopft worden zu sein.

Stöhnend wälzte sich Damona herum und verzog das Gesicht.

Bis sie die Augen aufbekam, dauerte es noch einmal seine Zeit. Da aber wunderte sie sich schon, daß sie sich frei bewegen konnte. Daß niemand sie irgendwie stoppte.

Hatte man sie für tot gehalten und einfach liegen lassen? Spielte sich das grausame Geschehen jetzt woanders ab? Was war mit dem Hexer?

Damona war zwar noch immer ziemlich groggy, aber die Erinnerung war da, und ihre Lebensgeister setzten sich jetzt auch durch.

Sie spürte das Heben und Senken unter sich, und dann setzte auch schlagartig ihr Gehör wieder ein. Von einer Sekunde zur anderen waren Geräusche da.

Der Seegang. Ferne Rufe. Schritte. Stöhnen. Seufzen. Wimmern.

Flüche. – Am lautesten aber war das Geräusch sich drehender Hubschrauberrotoren.

Damona fühlte einen Schauer über ihre Kopfhaut rieseln. Sie tastete herum, richtete sich auf. Aber sie stöhnte nicht mehr. Endlich konnte sie ihre flatternden Lider dazu bringen, offen zu bleiben. Die Helligkeit sprang förmlich in ihre Augen, daß sie tränten.

Im Osten ging die Sonne auf. Als glutroter Ball hing sie über dem Meer.

Blauschwarz und silbern gleißte die Wasseroberfläche.

Die Meeresungeheuer der Untiefen waren verschwunden. Damonas Herz machte einen Sprung. Sie zog sich an der Reling hoch, drehte sich sodann fast zögernd um, wobei sie sich selber über ihre Trägheit ärgerte.

Dann hatte sie die Gewißheit: Das Geisterschiff ASMODIS war wieder zu der weißen Yacht OSIMDAS geworden!

Die Zombies waren ebenso wie ihre Schutzherren, die Geister der Untiefen, verschwunden!

Noch da waren allerdings die Vampire. Einige kreisten als dunkle Fledermäuse über der Yacht, andere lagen noch bewußtlos an Deck, in ihren menschlichen Gestalten. Die Gefangenen des Hexers aber lebten – soweit Damona das momentan feststellen konnte – alle. Die meisten schienen ebenfalls ohnmächtig gewesen zu sein. Von ihnen kam das Stöhnen und Seufzen, aber auch die Flüche. Sie wachten gerade auf.

Damona wurde nicht gesehen. Sie mußte von einer verheerenden Kraft in diesen Winkel zwischen Deck, Reling und einer Kiste, in der Takelagegut aufbewahrt wurde, geschleudert worden sein.

Der Hexer? Was war mit dem Hexer?

Hatte ihn ihre Kugel doch noch getötet, oder –Damonas Gedanken quälten sich wie durch einen zähen Brei. Sie sah, konnte aber noch nicht folgerichtig denken und handeln. Die Vampire… Das Geknatter der Hubschrauberrotoren.

Sie drückte sich in die Schlagschatten, die die Morgensonne noch an Deck belassen hatte. Als sie jedoch den Himmel absuchte, konnte sie den Hubschrauber nirgends entdecken.

Fünf Yards über das Deck sah sie eine Frauengestalt liegen. Lara Andersson.

Damona kniff die Augen zusammen. Die Schwedin hielt ihre Luger in der rechten Hand. Vor ihr glänzte ein öliger, schwarzer Fleck auf dem Deck.

Damona zwang sich, etwas zu tun. Sie stieß sich ab, glaubte für ein paar Augenblicke, sie müßte sich übergeben, aber das Gefühl legte sich gleich wieder. Sie lief taumelnd auf Lara Andersson zu. Einige der ebenfalls wieder erwachenden Überlebenden sahen sie. Erstaunte Rufe wurden laut.

Auch die Fledermäuse hatten sie jetzt entdeckt!

Aber sie zögerten noch, sie anzugreifen. Sie stießen kreischende Laute aus, die fast an ein angstvolles Klagen erinnerten.

Was war passiert?

Damona hatte Lara Andersson erreicht. Die Schwedin lebte, allerdings ging ihr Atem schwach. Sie hatte eine Verletzung an der Stirn, eine schlimme Wunde, die heftig blutete.

Damona nahm der Frau die Luger ab. Mit einer routinierten Schnelligkeit überprüfte sie das Magazin. Es war leer.

Lara Andersson stöhnte. Ihre Lider hoben sich, ihre Augen waren verschleiert.

»Ich – ich habe es getan…«, flüsterte sie kaum hörbar.

»Nicht sprechen. Ich helfe Ihnen.«

Damona sah wieder hoch. Die Vampire sammelten sich. Das Rotorengeknatter war lauter geworden.

Damona sah die gaffenden Überlebenden. Wie ein Haufen verlorener Schafe standen sie an Deck herum.

»Weg! Geht alle unter Deck!« schrie Damona die verdutzten Männer und Frauen an.

Sie selbst zog Lara Andersson, so vorsichtig es ging, über Deck, zu den Kajütbauten der Yacht hin. Sie mußten in Deckung kommen.

Jetzt funktionierte ihr Gehirn wieder einwandfrei.

Die anderen Menschen begriffen endlich auch und handelten.

Schreiend rannten sie.

Die Sache war noch nicht ausgestanden.

Auch die Vampire, die bisher wie tot an Deck gelegen waren, bewegten sich.

Knurrlaute und Fauchen war zu hören.

Das rotgoldene Licht der Morgensonne störte sie offenbar, konnte ihnen aber nichts anhaben, weil ihnen der Hexer ein Serum verabreicht hatte, das sie dagegen immun machte.

Noch einen halben Yard bis zu einem der Kajüteingänge. Die Tür stand offen. Dahinter gähnte Dunkelheit.

Über Damona tauchte der große Schatten auf.

Sie spürte die drohende Gefahr, ihr Herz hämmerte. Sie verlor keine Zeit, blickte auch gar nicht erst hoch, sondern zerrte Lara Andersson mit sich und hechtete dann zur Seite. Der Aufprall war hart, ihre Zähne klirrten aufeinander. Aber hinter ihr peitschten Kugelgarben über das Deck. Späne flogen. Das häßliche Tacken einer Maschinenpistole war erst dann zu hören.

Damona drückte sich in den Kajütgang hinein, sah schräg über sich den Hubschrauber schweben.

Plötzlich war er zu sehen.

Der magische Schutzschirm, der ihn bisher verborgen hatte, war gelöscht worden.

Der Hubschrauber hing über der Yacht, kreiste jetzt, die Seitentür war offen, und ein Mann mit einer MPi lehnte sich halb heraus.

Zarangar war gekommen!

***

Der geheimnisvolle Drahtzieher, gab seinen Vampir-Bestien Feuerschutz.

Unablässig pfiffen die Kugeln herunter, bestreuten den Teil des Decks, das vor dem Kajütausgang lag, in den sich Damona mit Lara Andersson zurückgezogen hatte. Querschläger sirrten und hieben splitternd und knirschend in die Teakholztäfelung. Aber glücklicherweise richteten sie sonst kein Unheil an. Damona und Lara konnten nicht getroffen werden.

»Haben Sie ihn getötet?« fragte Damona leise, wobei sie um die Gangbiegung starrte, weil das Kugelgewitter kurz unterbrochen war. Sie ärgerte sich, daß sie keine Munition hatte. So war sie gezwungen, hier drinnen zu bleiben und tatenlos abzuwarten, was Zarangar ausheckte.

»Ja.«

»Warum?«

»Er war mein Mann. Er wollte mich diesen furchtbaren Ungeheuern opfern…« Die Frau schluchzte auf, schlug die Hände vors Gesicht. »Er – er hat mich gehaßt – mehr als alles andere hat er mich gehaßt. Deshalb – habe ich es getan. Ich wußte nicht, was ich damit tat … Es hat ihn zerrissen. Dann hat sich das Schiff verändert … Alles wurde wieder normal, aber ich habe es nur noch halb besinnungslos

miterlebt.«

»Sie dürfen sich nicht aufregen, Mrs. Andersson.«

Die Schwedin richtete sich in eine halb sitzende Stellung auf, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Korridorwand. Sie stieß ein bitteres Lachen aus. »Nicht aufregen? Jetzt, wo ich diesen Alptraum überlebt habe, bringt mich so leicht nichts mehr aus der Fassung. Auch dieser Kratzer nicht. Er ist halb so schlimm. Ein Andenken an die Klaue eines der Seeungeheuer.«

»Sie haben eingegriffen?« fragte Damona.

Die Schwedin nickte. »Aber zu spät. Ich habe Björn zuvor noch erschossen, und damit sind sie plötzlich zu Nebelgebilden geworden und – weg waren sie.«

Draußen blieb es still.

Damona richtete sich auf. »Bleiben Sie hier.«

»Was machen Sie?«

»Nachsehen, was die Teufel jetzt ausbrüten«, erklärte Damona kürz angebunden. Während sie den schmalen Gang entlanglief, dachte sie auch an Mike, an Mikes Mutter, Lady Amelie Hunter, an Corinna Stier und Markus. Wo waren sie? Was war aus ihnen geworden?

Sie mußte sich so schnell wie möglich um sie kümmern. Nach ihnen suchen.

Vorerst aber gab es etwas, das noch wichtiger war.

Zarangar.

War er an Bord gelandet? Ging jetzt die Hetzjagd los?

Vorsichtig drückte sie sich an der Wand entlang bis zum Türrahmen. Das Knattern und Sirren der Hubschrauberblätter entfernte sich. Das konnte ein Bluff sein.

War es aber nicht.

Damona stellte es fest, als sie halb ins Freie trat. Die Luger hielt sie in der Rechten und sicherte ab. Die Waffe war zwar nicht geladen, aber das konnte schließlich ein eventueller Gegner nicht wissen.

Der Hubschrauber war nur noch ein mittelgroßer Punkt vor der großen Sonne, die jetzt höherstieg. Sechs Punkte waren hinter dem Hubschrauber auszumachen.

Die restliche Vampirbrut.

Damona trat aus dem Schatten in das warme Morgenlicht hinaus.

Auf Deck lagen noch immer einige verkrampfte Körper. Sie ging von einem zu anderen, drehte sie herum, untersuchte sie kurz, konnte aber nur noch den Tod feststellen.

Ausnahmslos handelte es sich bei den Toten um Passagiere der OSIMDAS, die zu Vampiren gemacht worden waren: Die langen Eckzähne sprachen eine deutliche Sprache.

Woran sie gestorben waren, konnte Damona nur erraten.

Vielleicht durch die schwarzmagische Druckwelle, die die

Vernichtung des Hexers ausgelöst hatte.
Eine wirklich zufriedenstellende Antwort darauf würde sie wohl nie bekommen.
Für die Menschen war es besser so. Alles war besser, als ein Leben als Vampir fristen zu müssen.
Damonas Wangenmuskeln spielten, als sie auch den letzten Toten untersucht hatte. Sie hatte schon eine Menge erlebt, aber das Grauen, das über dieses Schiff und seine Besatzung gekommen war, zehrte doch an ihrer Fassung. So viel Leid, so viele Tote. Sie hatte nicht allen Menschen helfen können.
Sie hörte ein Scharren hinter sich, ein verhaltenes Atmen. Langsam drehte sich Damona um. Sie fühlte sich ausgebrannt und erschöpft.
Hinter ihr standen schweigend die Überlebenden des OSIMDAS-Horrors.
Fünf Männer. Fünf Frauen. Alle bleich, das Entsetzen hatte sich in die Züge der Menschen geätzt. Schmutzig und abgerissen waren sie.
Sie starrten Damona an.
Dann sagte ein Mann, dessen Namen Damona nicht kannte: »Sie wollten diese Bestien haben. Sie und einen Mann namens Mike Hunter. – Sie sind schuld an dem, was passiert ist!«
»Unsterblich wollten sie uns machen…«, fiel eine Frau ein, die links neben ihm stand. Sie war klein, zierlich, mit einem verlebten, knitterigen Gesicht.
»Was haben Sie mit diesen Kreaturen zu schaffen, Miß King?« wollte jetzt ein anderer Mann wissen. »Sie haben gesagt, sie seien eine Hexe… Hexen und Vampire – das paßt doch irgendwie zusammen. Ich glaube, Herr Turrowski hat schon irgendwie recht, wenn er Sie verdächtigt …«
»Wir werden eine polizeiliche Untersuchung anstrengen, Miß King. Verlassen Sie sich darauf, wir werden Licht in diese mysteri- öse Angelegenheit bringen.«
Damona starrte die Menschen an. Das also waren sie, die ungeschminkten Vertreter der oberen Zehntausend. Millionäre. Erfolgsmenschen. Ellbogentypen, die den Erfolg gepachtet hatten. Und in der letzten Nacht dem Grauen begegnet waren.
Was hatte sie erwartet? Dank? Nein.
Sie hätte ihnen genauso geholfen, hätte genauso bedenkenlos ihr Leben eingesetzt, wenn sie im voraus gewußt hätte, was sie ihr jetzt gerade gesagt hatten.
Eine Frau trat zu ihr her.
»Sie meinen es nicht so, Miß King«, sagte sie. »Ich – ich weiß, was Sie für uns alle riskiert haben.«
Damona nickte müde und wandte sich ab.
Mike Hunter kam ihr aus dem Kajütgang heraus entgegen. Er wirkte

ziemlich unsicher auf den Beinen. Markus Stier war bei ihm.

Als er Damona sah, rannte der Junge los.

»Damona, Damona!« rief er aufgeregt schon von weitem. »Sie haben sie mitgenommen! Sie haben Mikes Mutter. Und meine auch. Sie haben meine Mummy…«

***

Schatten sind sie, dachte er. Schatten. Und dem Tod geweiht.

Syrgon, der Hüter der Totenhöhle, saß auf dem steinernen Thron, den er für seinen Meister Zarangar errichtet hatte.

Es war ein steinerner Thron, aus Feldsteinen zusammengemauert und mit Mörtel roh verputzt. Beide Arme des Ex-Totengräbers ruhten auf den steinernen Lehnen. Der Alte genoß das Gefühl der Erhabenheit, die ihm das Sitzen auf diesem Thron vermittelte.

Herr über die Totenhöhle war er, wenn er hier saß! Von hier aus konnte er alles überblicken. Die ganze Höhle.

Er atmete durch, pumpte sich die verbrauchte, muffigfeuchte Luft, die hier unten herrschte, in seinen schwammigen Leib. In der Dunkelheit leuchteten die Flammen der schwarzen Kerzen. Er zählte diese Flammen, kam auf 39 und kicherte. Natürlich waren es 39.

Für jedes Opfer eine schwarze Kerze. 39 schwarze Kerzen.

In der Mitte der Höhle stand die Totenuhr.

Ihr Horror-Pendel schwang hin und her.

Monoton tickte es.

Die schattenhaften Gestalten seiner Opfer beachtete Syrgon jedoch nicht. Die schwarzen Kerzen und die Totenuhr sorgen dafür, daß ihm von den Opfern her keine Gefahr drohte, auch wenn er sich hier unten ohne Waffe aufhielt.

Reglos standen die armen Menschen da. Der Alte verachtete sie.

Ja, Verachtung, das war das richtige Wort. Diese Menschen waren schwach, einfallslos, dumm. Sie hatten noch immer nicht erkannt, daß sie das falsche Leben lebten.

Und was für ein Leben.

Kurze sechzig oder siebzig Jahre. Dann war Schluß. Dann kam der Tod, das Grab, der Verfall. Die Würmer.

Er war da schlauer. Auch er war einmal ein Mensch gewesen, war genaugenommen noch immer einer, doch hatte er den Tod überlistet. Er stand auf Asmodis' Getreuenliste. Er half dem Herrn der Finsternis, war ihm ein treuer Diener – und somit auch Zarangar, der ein Freund Asmodis' war.

Seit Bastardas Tod, seit dem Ende der Blutgötter[2] galt Asmodis wieder etwas bei den Heerscharen der Schwarzblütler.

Er, Syrgon, hatte immer gewußt, daß es wieder so werden würde.

Unerschütterlich hatte er auf Asmodis gesetzt. Jetzt bekam er die

Belohnung dafür. Asmodis und Zarangar hatten ihm die Ehre erwiesen und ihn zu ihrem Vertrauten und Gehilfen gemacht.

Er war der Hüter der Totenhöhle.

Herr über das Leben der hier versammelten Menschen. Denn die Opfer, die er in den letzten Monaten *besorgt* hatte, waren nicht tot, nein, nein. Sie mußten am Leben bleiben, für Zarangar und seine Vampir-Bestien am Leben bleiben.

Syrgon saß auf dem kalten Steinthron und döste halb vor sich hin, während ihm all diese Überlegungen durch den Sinn zogen. Die Zeit verging. Eintönig, unaufhaltsam, beständig tickte die Totenuhr.

Die Zeit existierte hier unten, in der Totenhöhle, nicht. Hier gab es nur Nässe, Modergeruch, eine Aura des Grauens, die von den Gehirnen der erstarrten Menschen ausstrahlte.

Ja, vor allem eine Aura des Grauens.

Syrgon rieb sich plötzlich die kalt gewordenen, schrundigen Hände.

Ein feuriger Impuls war in seinen Dämmerzustand gefahren.

Der unheimliche Alte wußte sofort, was dies zu bedeuten hatte. Es war das Signal Zarangars. Der Meister kam.

Ob das die Opfer, die hier in der Dunkelheit der Totenhöhle starr und steif und leblos standen, spürten? Ahnten sie, daß sich ihr Schicksal jetzt bald erfüllen würde?

Der Alte verzog sein breitflächiges, pustelüberzogenes Gesicht zu einem herablassenden, verächtlichen Lächeln.

»Ihr ahnt es, ja, ihr ahnt es«, murmelte er dann satanisch.

Er wußte, sie hörten jedes seiner Worte, sie verstanden ihn. Aber natürlich konnten sie ihm keine Antwort geben.

Manchmal bedauerte er dies.

Aber er hatte ja wenigstens ihre Angst, die er so deutlich spüren konnte…

***

»Es klappt!« keuchte Mike Hunter aufgeregt. Sein Gesicht war angespannt und von der Anstrengung schweißüberströmt, als er sich wieder aufrichtete. Achtlos wischte er sich die öligen Hände an den Jeans ab.

Der Dieselmotor der OSIMDAS begann zu laufen. Das Tuckern war wie Musik. Damona atmete auf und gab den Matrosen im Ruderhaus das Zeichen. Die letzte halbe Stunde hatte sie Mike und dem Chef-Maschinisten der OSIMDAS gebannt zugesehen, wie sie sich bemüht hatten, den Motor wieder in Gang zu bringen. Dreimal hatte er nach dem ersten Anlauf den Geist wieder aufgegeben.

Jetzt aber lief er.

Stotternd und hustend, aber er lief.

Endlich konnten sie die Verfolgung Zarangars wieder aufnehmen!

»Los geht's!« kommandierte Mike mit einem befreiten Auflachen.

Zaijr, der dunkelhäutige Chef-Maschinist, grinste. »Und ob, Sir!«

»Laß das ›Sir‹ weg. Ich heiße Mike, okay!«

»Okay, Mike!«

Gemeinsam stiegen die drei die Metalltreppe ins Ruderhaus hinauf. Die Maschinen liefen rund. Die beiden Matrosen an den Kontrollen gaben Okay-Zeichen. Der Motor soff nicht mehr ab.

Damona ging an die große Frontscheibe. Mike kam zu ihr, die Seeleute taten ihre Arbeit besser, wenn er ihnen nicht über die Schultern sah. Dafür aber legte er Damona den Arm um die Taille.

So standen sie im Ruderhaus der weißen Yacht und sahen auf die schaumgekrönten Wellen hinaus. Türkisblau und hell war der Tag heraufgezogen, das Meer funkelte und gleißte. In der Ferne flogen Seevögel in einer keilförmigen Phalanx dahin. Ein friedliches Bild.

Die Matrosen unterhielten sich murmelnd mit dem Chef-Maschinisten. Zaijr rauchte, und der würzige Duft erfüllte das Ruderhaus.

Vorhin war Damona kurz in ihrer Appartement-Kajüte gewesen.

Auf dem Geisterschiff hatte es diese Kajüte nicht mehr gegeben – eines von vielen unheimlichen Kunststückchen des toten Hexers Björn Andersson.

Jetzt aber war glücklicherweise wieder alles normal, in der Kabine war ihr Reisegepäck gewesen, und in der Tasche auch die Reservemagazine mit den geweihten Silberkugeln für ihre Luger.

Abgesehen davon, daß sie jetzt also wieder eine äußerst wirkungsvolle Waffe hatte, war in den letzten drei Stunden auch sonst eine Menge geschehen. Während sich die anderen Überlebenden des Dämonen-Terrors gegenseitig ihre Wunden versorgten, hatten Damona und Mike einen Kontroll-Rundgang durch die OSIMDAS gemacht.

Im Unterdeck hatten sie die Besatzung der Yacht entdeckt. Eingesperrt, in Ketten gelegt wie Galeeren-Sträflinge.

Sie hatten die Gefangenen befreit und erfahren, daß sie im Schlaf überfallen und eingesperrt worden waren.

Allerdings waren sie nicht an Bord der ASMODIS ›übernommen worden‹. Das bestätigte zusätzlich noch Damonas Vermutung, daß die OSIMDAS und die ASMODIS zwei völlig verschiedene Schiffe waren, beide zwar real – nur die VIP-Passagiere waren durch die Zauberei des Hexers von einem Schiff aufs andere versetzt worden.

Zusätzlich hatte Andersson wahrscheinlich mit Illusionen gearbeitet, beispielsweise, als er den Passagieren den von der OSIMDAS her gewohnten – unversehrten – Aufenthaltssalon vorgegaukelt hatte. Schwarze Magie, Illusion, und die Unterstützung durch die Geister der Untiefen – nur so war jedenfalls der ganze Spuk zu erklären.

Und daß die Matrosen der OSIMDAS nicht an Bord des

Geisterschiffes geholt worden waren, konnte möglicherweise bedeuten, daß sie der Hexer als eine Art Vorrat für Zarangars prominente Vampire vorgesehen gehabt hatte. Ein schrecklicher Gedanke, der jedoch sehr gut in das Denkschema eines so menschenverachtenden Teufels wie Zarangar paßte.

Die OSIMDAS war auf Kurs Florida, die Maschinen machten gute Fahrt. Damona, Mike und der kleine Markus hatten ein gemeinsames einfaches Frühstück mit den befreiten Männern eingenommen.

Die VIPs hatten sie hierbei gemieden, als wären sie Aussätzige.

Noch immer waren die Vertreter der oberen Zehntausend davon überzeugt, daß Damona irgendwie an dem Unglück schuldig war.

Und Damona tat nichts, um sich zu verteidigen.

Die Stimmung war angespannt. Als dann der Motor das erste Mal ausfiel, war es beinahe zur Hysterie gekommen.

Jetzt aber war wieder alles klar. Die Verfolgung ging weiter. Ein verzweifelter Wettlauf mit der Zeit: Maschinenkraft gegen die zähe, selbstzerstörerische Energie der Vampire in Zarangars Gefolgschaft.

Die toten Vampire waren in den schwarzen Särgen aufgebahrt, die der Hexer – allerdings für eine andere Verwendung – bereitgestellt gehabt hatte. Eigentlich erinnerte nichts mehr an die Schrecken der vergangenen Nacht. Dennoch waren sie nicht vergessen. Sie hatten zu tiefe Wunden geschlagen.

Damona mußte an all das denken, während sie aufs Meer hinaussah.

»Du siehst bleich aus«, sagte Mike. »Gehen wir an die frische Luft?«

Sie verließen das Ruderhaus. Die Matrosen und Zaijr nickten ihnen zu.

»In drei Stunden sind wir in Fort Lauderdale«, versuchte Mike wieder, Damona aus ihrer Schweigsamkeit herauszulocken, als sie am Bug ankamen.

»Zarangar hat dann bereits sieben Stunden Vorsprung«, erwiderte sie. »In sieben Stunden kann viel passieren.«

»Er bringt meine Mutter und Corinna nicht einfach um.« Mike bemühte sich, eine gewisse Zuversicht in seine Stimme zu legen. Es gelang ihm nicht ganz. Sie klang brüchig. »Verdammt, er darf sie nicht umbringen. Das Funkgerät ist hin. Ich kann's nicht zusammenflicken. Also kann ich keine Hubschrauber-Hilfe von Florida anfordern. Wir kommen von der OSIMDAS nicht runter. Wir müssen uns auf ihre Schnelligkeit verlassen. – Sorry«, brummte er dann. »Ich wollte dich nicht anbrüllen.« Er seufzte.

»Verdient habe ich es. Ich bin undankbar, ich weiß. Aber – es ist so verdammt schwer, Mike. Ich komme mir wie festgeklebt vor.«

»Das Hexenherz kann dir – uns – nicht helfen?«

»Keine Reaktion.«

Mike lächelte boßhaft. »Das waren noch Zeiten, als du fast ein

kleines Superweibchen warst. Denk nur an den Kampf gegen die Mönche des Schwarzen Kreises.«[3]

»Da war ich mir zwar selbst unheimlich, aber ich gebe zu – jetzt wär's nicht schlecht, wenn ich uns einfach – zack! – nach Florida teleportieren könnte.«

»Na ja, es wäre aber auch irgendwie langweilig. Stell dir nur vor, wir hätten es dann nicht mehr nötig, uns Sorgen zu machen. Nicht mehr dieses gemeine Magendrücken… Etwas würde fehlen. Findest du nicht?« Mikes Stimme triefte vor Zynismus.

»Auf deinen schwarzen Humor verzichte ich momentan sehr gern, Michael«, bremste ihn Damona.

»Ist doch wahr, verflucht!«

Sie lenkte auf ein anderes Thema ab. Fast zaghaft fragte sie: »Glaubst du wirklich, daß Zarangar jetzt überhaupt noch diese geheimnisvolle Totenhöhle aufsucht, von der der Hexer gesprochen hat?«

Mike nickte, ohne zu zögern. »Ja. Zarangar hat einen Teil seines Plans verwirklicht bekommen. Immerhin haben fünf Passagiere der OSIMDAS, die zu Vampiren gemacht worden sind, das Finale hier überlebt. Der sechste Blutsauger dürfte Boscentis, der Ex-Kapitän der Yacht, sein. Wir haben ihn nirgends unter den Toten gefunden.«

»Und wir haben keine Ahnung, wo diese Totenhöhle liegt. Florida ist groß. Die Everglades sind unübersichtliches Sumpfgebiet.«

»Aber wenigstens können wir die Gegend, wo wir suchen müssen, einigermaßen eingrenzen. Und wir wissen, daß sie dort sind. Zarangars VIP-Blutsauger werden ziemlich erschöpft an ihrem Ziel ankommen. Erschöpft und durstig. Sie werden abgefüttert. Und dann dürfte es für meine Lady und Corinna Stier gefährlich werden.«

Er schloß seine Hände fester um das glatte Holz der Reling, kniff die Augen zusammen und starrte in die sonnenerhellte Ferne des Meeres, als könne er irgendwo dort vorn die Küste Floridas ausmachen.

Damona spürte, daß es in ihm arbeitete. Mike war beileibe nicht der kaltblütige Zyniker, als der er sich manchmal – vor allem, wenn er verzweifelt war – gab. Er hing an seiner schrulligen Mutter. Und für ihr sowie Corinna Stiers Schicksal fühlte er sich verantwortlich.

»Ich hätte besser auf sie aufpassen müssen.« Mit diesem Satz, den er fast angewidert hervorpreßte, verriet er sich.

»Du warst bewußtlos.«

»Trotzdem.«

Mikes Stirn war gerunzelt. Sein braunes Haar wurde ihm vom Wind zerzaust. Damona wischte sich ihre eigenen schwarzen Haarsträhnen aus dem Gesicht.

»Wir lassen uns etwas einfallen«, sagte sie ermutigend und klopfte Mike auf die Kehrseite. »Und wir werden rechtzeitig da sein.«

»Hast du schon eine spezielle Idee, Hexenkind?« Er wandte ihr sein

Gesicht zu und sah forschend auf sie herunter. Kantiger als sonst wirkten seine Züge. Ganz tief in den rehbraunen Augen glomm ein frostiges Feuer.

»Wir sind nicht zum erstenmal in Florida aktiv«, erinnerte sie ihn.

»Weißt du noch? Der Fall mit dem Alligatoren-Dämon Gavabal?«

Mike nickte. »Das war die Sache mit den Soldaten des Indian and Frech War von 1762, die von Gavabal in Alligatoren verwandelt worden sind.[4] Alle 33 Jahre schenkte er ihnen für ein paar Tage ihre menschliche Gestalt. In dieser Zeit durften sie wieder sie selbst sein. Dann aber mußten sie zu ihm in die Sümpfe zurückkehren – und zwar mit einem Opfer.«

»Wenn sie ohne ein solches Opfer kamen, dann sorgte Gavabal dafür, daß sie für alle Zeiten Alligatoren blieben. Nie wieder erhielten sie dann ihre menschliche Gestalt zurück.«

»Okay, alles klar, trotzdem weiß ich noch nicht, auf was du hinauswillst.«

»Alain Mendez«, sagte Damona. »Er ist einer der Menschen, die Gavabal das Opfer verweigert haben.«

»Dieses Opfer warst du.«

»Ja«, sagte Damona. »Er hat mir geholfen, und ist dafür grausam bestraft worden…«

»Aber wie soll uns ein Alligator, der einmal ein Mensch gewesen ist, bei diesem Fall helfen?« wollte Mike wissen. Und gab sich im gleichen Atemzug selbst die Antwort. »Verflixt. Natürlich. Mit Informationen.«

Damona lächelte freudlos. »Ja.«

»Unsere dankbaren Überlebenden werden allerdings dafür sorgen, daß wir so schnell nicht aus Fort Lauderdale wegkommen«, spann er die Idee skeptisch weiter. »Polizei, Verhöre. Presse.«

»Wir werden wegkommen.« Damona sagte das sehr bestimmt.

»Ich könnte noch einmal versuchen, das Funkgerät zu reparieren. Dann könnten wir den Chef der King-Tochterfirma Cypress Developing Corporation, CDC, benachrichtigen, der wiederum könnte sich mit Romano Tozzi in London in Verbindung setzen und über Scotland Yard gewisse Verbindungen spielen lassen…«

»Wenn das Wörtchen wenn nicht war«, sagte Damona unwillig.

Mike zuckte die Schultern.

Wieder kehrte Schweigen ein. »Hast du mit Markus schon gesprochen?« erkundigte er sich dann.

»Ja. Ich habe ihm gesagt, daß er bei den anderen Passagieren bleiben muß. Es war nicht einfach, aber ich glaube, er hat verstanden, daß er uns nur behindern würde.«

»Ich mag den Kleinen«, sagte Mike rauh. »Ich auch.«

»Wenn ich diesen Zarangar in die Finger bekomme, dann…« Mike brach ab, wich Damonas Blick aus. »Weißt du«, sagte er schließlich,

»manchmal fällt es mir verdammt schwer, nur das Verbrechen zu hassen, und nicht auch den Verbrecher. Dieser Zarangar ist einer der reichsten Männer Frankreichs, ein Börsen-Genie. Er hat alles, was man nur haben kann. Geld, Einfluß, Macht, Gespielinnen und was weiß ich nicht alles. Trotzdem muß er sich mit den Mächten der Finsternis einlassen. Und warum? Damit er noch mehr Macht in seine Finger bekommt, noch mehr Geld?« Angeekelt schüttelte Mike den Kopf. »Komm. Ich fühle mich dreckig, Damona. Ich möchte mich waschen.« Er grinste. »Ich glaube, das haben wir beide jetzt nötig.« Er starrte bezeichnend auf ihre Bluse, die eigentlich nur noch aus Fetzen bestand. Bisher waren sie nicht dazugekommen, sich zu waschen und umzuziehen.

»Gute Idee.«

»Dann machen wir's dem kleinen Markus nach und legen uns noch eine Stunde hin, und dann sind wir wieder fit.«

Der alte Kampfgeist sprach jetzt wieder aus Mike. Seine Niedergeschlagenheit war wie weggefegt.

Sie sagte den Matrosen im Ruderhaus Bescheid, dann gingen sie unter Deck und in Damonas geräumige Appartement-Kajüte.

Noch drei Stunden, bis sie Florida erreichten.

Dann kam es darauf an, wie schnell sie Zarangars Totenhöhle aufspüren konnten. Was sie dort erwartete – daran durfte Damona noch gar nicht denken.

Das Finale war in diesem Fall noch völlig offen.

Sie hatten auf dem Totenschiff einen Kampf gewonnen, konnten darüber aber nicht froh sein, denn es hatte zu viele Opfer gegeben.

Und trotz ihres Sieges hielt jetzt Zarangar, der teuflische Drahtzieher im Hintergrund, die wesentlich besseren Karten in der Hand…

***

Man hatte Corinna Stier gefesselt und ihr die Augen verbunden.

So konnte die junge Deutsche zwar nichts sehen, aber ihr Gehör funktionierte dafür um so besser. Der Hubschrauber, in den sie und Mike Hunters Mutter von Boscentis, dem Vampir, gebracht worden waren, war nach einem Flug, der ihr endlos vorgekommen war, gelandet. Sie war wie ein Frachtstück umgeladen worden.

In ein Boot. Dort lag sie jetzt auf dem harten Holzboden. Es war feucht, außerdem roch es faulig. Die unheimlichen Entführer sprachen nicht sehr viel miteinander, und wenn, dann verständigten sie sich entweder flüsternd oder in einer gutturalen Sprache, die unmöglich von Menschen erfunden worden sein konnte.

Corinna hörte das Eintauchen der Paddel, das Plätschern des Wassers. Ringsum waren die Geräusche einer Wildnis: Frösche quakten, Fliegen surrten hektisch herum. Immer wieder einmal war

überlaut ein Platschen zu hören, als würde ein massiger Körper in schmutzige Wasserfluten eintauchen.

Alligatoren!

Corinna wußte, daß es diese gefährlichen Bestien in den Sümpfen Floridas gab.

Eine Vielzahl anderer Laute gab es noch, die sie jedoch nicht sicher definieren konnte. In diesen Fällen sprang ihre Fantasie ein. Sie glaubte, Wasserschlangen geschmeidig durch verfilztes Sumpfgras und Buschwerk davon- oder heranschlängeln zu hören. Ratten, die neben dem Boot herschwammen und sich fiepend und pfeifend verständigten.

Es war schlimm.

Als sie einmal versuchte, etwas zu sagen, und damit Lady Amelie Hunters Aufenthaltsort herauszufinden, hatte sie eine Ohrfeige getroffen.

»Still! Geredet wird nicht!« fauchte eine kalte Stimme.

Was war mit Lady Hunter?

War sie überhaupt mit ihr auf dieses Boot gebracht worden? Lebte die ältere Frau noch? Mit sechzig überstand man solche Strapazen nicht mehr so gut…

Corinna Stier machte sich Sorgen um Mike Hunters Mutter, und das machte für sie alles noch grausamer.

Zweige schabten auf Holz entlang, das Gurgeln des Wassers wirkte einschläfernd.

Vielleicht nickte Corinna auch wirklich ein. Sie wußte es nicht.

Durch einen harten Stoß ruckte sie jedenfalls wieder hoch, schlug sich den Kopf an und war wieder voll da. Männer unterhielten sich in der abgehackten Sprache. Die Stimmen hörten sich aufgeregt an.

Dann fiel ein Name, den Corinna schon einmal gehört hatte.

Syrgon!

Damona hatte ihn erwähnt. Und sie hatte diesen Namen gehört, als sie den Hexer und Zarangar belauscht hatte.

Syrgons und Zarangars Totenhöhle.

Wie in einer flammenden Schrift standen diese Namen vor Corinnas geistigem Auge. Sie ahnte jetzt, wohin sie gebracht wurde.

In Zarangars Totenhöhle.

»Mein Gott!« entfuhr es ihr.

Ihre Gedanken überschlugen sich, ihr Herz schlug plötzlich unregelmäßig. Die Erschöpfung kam hinzu, denn sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, war auf der Flucht gewesen und dem Tod nur mit viel Glück entgangen, als sie von dem Zombie verfolgt worden war.

Sie mußte an Markus denken.

Ihren kleinen Sohn. Ihn hatten sie wenigstens nicht. Dazu hatte ihre

Zeit nicht mehr gereicht. Mike Hunter und Markus waren tiefer im Innern der Mitteldeckkajüten gewesen.

Ob sie alle noch lebten?

Oder waren sie tot, von Zarangars Bestien vernichtet?

Sie wußte es war falsch, so zu grübeln. Es ließ sie irgendwann durchdrehen. Die Panik würgte sie schon in der Kehle, ihr Mund trocknete aus, und sie schwitzte. Die schwüle Luft war daran aber auch schuld.

Wieder schleifte das Boot über Steine oder eine Sandbank, Dann hörte Corinna, wie jemand hinaussprang. Wasser spritzte. Abermals wurden Rufe laut.

Dann klatschte eine feuchte Hand auf ihren Nacken. Corinna schrie auf, fühlte sich hochgezogen und auf die Füße gestellt. Sie knickte in den Knien ein, dann konnte sie stehen. Das Boot schaukelte.

Schlammig schmatzten Schritte vor ihr. »Jetzt!« rief dann eine rauhe Männerstimme. »Ihr könnt sie bringen!« Die feuchten Hände glitten über ihren Körper, dann wurde Corinna von muskulösen Armen umfaßt und hochgehoben. Schwerelos fühlte sie sich. Von Armen und Händen sowie dem Körper des Wesens, das sie trug, strahlte eine mörderische Kälte aus.

Corinna begann zu zittern, als sie daran dachte, was das für ein Wesen war.

Vermutlich einer von Zarangars Vampiren.

Boscentis, vielleicht.

Ein paar Wasserspritzer trafen ihr erhitztes Gesicht. Corinna schüttelte sich unwillig, auch begann sie, sich gegen den Griff der kalten Hände zu stemmen.

»Wir sind gleich an Land. Ruhig.«

»Willkommen!« Das war eine andere Stimme. Sie mußte einem älteren Mann gehören. »Aber – wo ist der Meister? Monsieur Zarangar?«

»Er kommt später.«

»Ich verstehe nicht, warum! Abgesprochen war…«

»Stell keine Fragen, Syrgon. Hier haben wir zwei Frauen. Du weißt, was du mit ihnen zu tun hast.«

Ein kurzes Kichern. Corinna wurde abgestellt. Stocksteif stand sie, weil sie ahnte, daß sie gleich die furchtbare Gewißheit bekommen würde, gleich würde sie hören, was man mit ihr vorhatte.

»Ich werde sie in die Totenhöhle bringen!«

Sie keuchte auf.

»Mach keine Zicken, dumme Gans!« fauchte eine schrille Stimme.

Die kannte sie. Sie hatte einem Mann gehört, der wie sie Passagier der OSIMDAS gewesen war. – John Walker!

»Sie ist hübsch. Hübsch und jung. Ein gefundenes Fressen für euch

Blutsauger!«
Ein Lachen. »Die andere dafür aber um so älter.«
»Warum habt ihr sie dann überhaupt mitgebracht?«
»Zarangar wollte es so. Sie ist die Mutter von Mike Hunter.«
Verblüffung in der Stimme des Alten. »Aber das ist doch der, der mit dieser Hexe Damona King…«
»Genau. Deshalb sollst du dich um die Alte sowie die Blonde hier auch besonders rührend kümmern. Bring sie in die Totenhöhle. Vorerst werden sie nicht behelligt. Erst einmal sollten sie ihre Situation genießen.«
Noch während diese Worte gesprochen wurden, wurde Corinna von derben Fäusten gepackt und vorwärtsgestoßen. Sie fiel nicht.
Aber das Laufen mit den Fußfesseln war schmerzhaft. Tief schnitten die Lederstricke in die Haut ihrer Fußgelenke. Sie humpelte und hoppelte.
Männer lachten.
Vampire mit einem boshaften Humor!
Corinna hätte ihnen am liebsten ins Gesicht geschrien, wie sehr sie sie bedauerte. Ja, bedauerte, denn hassen oder verachten konnte sie sie nicht. Schließlich waren sie nicht freiwillig zu Blutsaugern geworden.
Es knirschte, als würde ein Deckel aus seiner Halterung gezogen.
Sie wurde eine Treppe hinuntergeführt. Kühle umfing sie. Die Treppe in der Totenhöhle hinunter?
»Warum nimmst du mir nicht dir Augenbinde ab?« Ihre Stimme kam ihr vor, wie das Krächzen eines Verdurstenden. Geschwollen lag ihre Zunge in ihrem Mund.
»Du wirst dich noch früh genug umsehen können«, lautete die Antwort.
Hinter sich hörte sie weitere Schritte, ein Stöhnen, als würde jemand aus einer Ohnmacht aufwachen. Ob das Lady Hunter war?
Es roch plötzlich scharf nach Verwesung. Und nach Moder. Auch war da eine vage Aura der Angst zu spüren. Corinna zitterte am ganzen Leib.
Das Grauen umgab sie, sie konnte es fühlen.
Im Vorbeigehen streifte sie starre Gebilde. Wie Statuen fühlten sie sich an. Sie hörte das harte Schlagen einer Standuhr. Ein Pendel schwang hin und her.
Tick… Tack … Tick …
Monoton. Endlos. Schicksalsschwer.
Hammerschläge der Zeit.
»So, hier bleibst du, mein blonder Schatz!« Der Mann keuchte die Worte, als stünde er unter einer großen inneren Aufregung.
Im nächsten Moment wurde Corinna Stier die Augenbinde

abgenommen. Funken zerstoben vor ihren Augen, sie starrte in die Schwärze, die aufklarte, je länger sie hinsah…

Kerzenflammen waren zu erkennen.

Auch vor ihr selbst stand eine Kerze, deren Flamme gerade entzündet wurde.

Der Mann, der dies tat, war massig, alt, wie sie sich schon gedacht hatte, und völlig verwahrlost. Strähnige Haare wucherten auf seinem Schädel, das Jackett, das er trug, wirkte vermodert und stank entsetzlich, die Hose war weit und dreckverkrustet vom Sumpf, in dem er augenscheinlich lebte.

»So, viel Spaß.«

Er verschwand aus ihrem Gesichtsfeld.

Corinnas Augen hatten sich noch immer nicht ganz an die Düsternis gewöhnt. Sie ahnte mehr, als daß sie sie sah, die Gestalten, die sie umgaben.

Das Ticken der Uhr war allgegenwärtig. Es schien sie einzuschläfern. Bleischwer wurden ihre Glieder. Die Geräusche, die hinter ihr laut wurden, klangen, als würden sie weit, weit entfernt verursacht.

Der Alte nahm wahrscheinlich auch Lady Amelie Hunter die Augenbinde ab.

Die Fesseln allerdings…

Komisch. Corinna spürte die Stricke nicht mehr. Hatte sie der Unheimliche ebenfalls gelöst? Ohne daß sie es gespürt hatte?

Sie wollte sich bewegen, stellte jedoch mit Grausen fest, daß es nicht ging. Keinen Millimeter konnte sie sich rühren. Nicht einmal den kleinen Finger.

Sie schien von einer eisigen, unsichtbaren Haut eingehüllt zu sein, die jede Bewegung verhinderte!

Dann spürte sie die Kälte.

In ihren Zehen. Sie kroch höher. Über ihre Waden in die Oberschenkel, in ihren Bauch…

Ihr Atem wurde langsamer. Das Schlagen ihres Herzens ebenfalls.

Fern, dumpf hörte sie ein Scharren. Schritte, die sich entfernten.

Dann einen hohlen, knirschenden Laut. Der Einstieg in die Totenhöhle war geschlossen worden.

Nur das Ticken der Totenuhr war zu hören.

Corinna starrte in die Schwärze. Diese Gestalten… Ihre Augen waren starr aufgerissen. Sie konnte die Lider nicht mehr schließen, und bald brannten die Pupillen, als würde man beständig Salz hineinstreuen.

Aber Corinna Stier konnte jetzt ihre Umgebung erkennen. Ihre Schicksalsgefährten.

Es waren Menschen. Menschen wie sie! Allerdings erkannte sie dies nur anhand der Köpfe, die noch die von Menschen waren.

Ihre Körper jedoch waren nicht mehr menschlich, sondern sahen aus

wie bizarre Baumgewächse, die direkt aus dem Boden der Totenhöhle wuchsen.

***

Florida empfing sie mit einem Weltuntergangswetter und sintflutartigem Regen. Nebelschleier wiegten sich über dem Wasser. Der lange Strand von Fort Lauderdale war nur als bleigrauer Streifen zu erkennen, der schon bald im Dunst verschwand.

Mit den Matrosen der OSIMDAS war alles abgesprochen. Der Motor der Yacht versagte dann auch prompt eine halbe Meile vor dem Yachthafen.

Die prominenten Passagiere, mittlerweile wieder ganz Herren und Damen der Situation, versammelten sich vor dem Ruderhaus und schrien und gestikulierten mit den Matrosen.

Was Damona und Mike genauso geplant hatten.

So konnten sie nämlich vom Heck aus das kleine Rettungsboot wassern, ohne gesehen zu werden.

»Ein Skandal ist das!« gellte eine aufgeregte Männerstimme. Das war Chuck Loomis, der sich inzwischen zum Sprecher der VIPs gemacht hatte.

Damona hörte seine Stimme aus der Masse der anderen heraus.

Mit einem satten Platschen setzte das kleine Boot im Wasser auf.

Mike hangelte die Strickleiter hinunter. »Okay, Paddel sind an Bord. Komm. Nichts wie weg.«

Damona stieg über die Reling und war gerade im Begriff, ebenfalls hinunterzusteigen, als sie die schnellen Schritte hörte.

»Damona!«

Das war Markus Stiers Stimme.

Dann sah Damona den Kleinen auch schon aus der Nebelbrühe auftauchen. Sie wartete. »Hier sind wir, Markus.«

»Damona«, wiederholte er noch einmal, als er sie erreicht hatte.

»Ich – ich wollte dir und Mike noch einmal viel Glück wünschen«, sagt er.

»Das ist lieb von dir.«

»Ihr – ihr befreit meine Mummy, nicht war?« Seine Stimme zitterte.

»Ja, Markus. Bestimmt«, sagte Damona heiser.

Der Kleine nickte. »Versprichst du es?«

Sie fuhr ihm über die zerzausten Haare. »Ich verspreche es.«

»Dann kann nichts mehr schiefgehen.«

»Du mußt aber auch ein Scherflein dazutun«, meinte sie.

»Was denn? – Ach so!«

»Genau. Bleib brav bei den anderen Passagieren. In Fort Lauderdale dann sagst du dem Sheriff alles, was wir abgesprochen haben. Bei ihm bleibst du. Wenn wir deine Mum und die von Mike befreit haben,

dann kommen wir hierher zurück, okay?«

Eifrig nickte er. »Okay. Bin schon weg. Aber die Typen sind so komisch… Naja, das Opfer bringe ich aber gerne«, seufzte er dann.

Er winkte, dann marschierte er tapfer davon.

Damona sah ihm nicht mehr nach, sondern kletterte zu Mike hinunter, der das Boot sodann von der OSIMDAS abstieß.

»Wie bestellt«, brummte er zufrieden, als sie über das Wasser in die trübe Nebelwand hineinglitten.

»Was?«

»Na, dieses Wetter.« Er machte eine bezeichnende Rundumgeste.

»Vorhin noch schönstes Wetter, und jetzt diese Brühe. Du bist wirklich sicher, daß du nichts damit zu tun hast?«

»Bin ich Petrus?«

»Schon gut.«

Sie entfernten sich immer weiter von der Yacht. Das Schiff wurde zu einem monströsen Schatten, dann war es ganz verschwunden, nur die aufgeregten Stimmen der Passagiere, die noch immer mit Zaijr und den anderen Matrosen diskutierten, klangen noch über das Meer.

Damona und Mike aber sorgten dafür, daß es bei ihnen Schlag auf Schlag ging.

An Land angekommen, ließen sie das Boot liegen und machten sich auf nach Fort Lauderdale. Vom Strand aus war es nicht weit.

Die Stadt ertrank in Nebel und Regen. So bekamen Damona und Mike nicht allzuviel davon zu sehen. Trist wirkten die Häuser.

»Ein gebildeter Mensch hat mir einmal erklärt«, sagte Mike, als sie nebeneinander durch den strömenden Regen gingen, »Fort Lauderdale sei eine Art Venedig Amerikas.«

»War wirklich ein gebildeter Mensch.«

»Ja.«

Sie kamen über mehrere Brücken, denn hier gab es – wirklich wie in Venedig – zahllose Kanäle, die die Stadt wie ein Netz durchzogen.

Einen Autoverleih fanden sie trotzdem. Mike nahm den schnellsten Flitzer, den er kriegen konnte, und das war ein Jaguar E. Währenddessen telefonierte Damona mit dem Sheriff, informierte ihn, daß vor der Küste eine Yacht namens OSIMDAS lag, und daß die Passagiere dringend ärztliche Hilfe benötigten.

Fünf Minuten später waren sie unterwegs. Nachdem sie die Randbezirke der Stadt erreicht hatten, stoppten sie abermals. Wieder ging Damona in die Telefonzelle. Diesmal wählte sie die Nummer des Sheriffs von Fort Myers. Damals, bei der Aufklärung des Gavabal-Falles, hatte sie ihn kennengelernt. Ihm konnte sie vertrauen, und vor allem: er vertraute auch ihr.

Zuerst einmal staunte er jedoch nicht schlecht, von ihr zu hören.

»Eine Ewigkeit her, Miß King«, brummte er in die Leitung.

Damona erklärte ausweichend, und er verstand. »Sind Sie wieder hinter Geistern und Dämonen her?«

»Und wie!« Sie lächelte. Die Wahrheit hörte sich meistens viel phantastischer an als eine liebenswerte Lüge.

»Aha. Und – wer ist es diesmal? Doch nicht wieder dieser Alligator-Dämon Gavabal?« Seiner Stimme war nicht anzuhören, ob er ihr wirklich glaubte, oder nur gute Miene zum bösen Spiel machte.

»Nein, Sheriff. Diesmal ist es ein Mensch. Ein Franzose. Ersparen Sie mir Einzelheiten. Ich habe keine Zeit, wirklich nicht. Nur eine Frage, Sheriff: Ist Ihnen in den letzten Wochen und Monaten etwas von geheimnisvollen Verbrechen zu Ohren gekommen? Ich weiß, das ist vage… Denken Sie trotzdem nach. Sind Menschen spurlos verschwunden? Gab es irgendwelche Ungereimtheiten …?«

Der Sheriff war ein dicker Mann, dementsprechend schnaufte er.

»Verflixt, Damona, da war wirklich etwas… Erst vor einer Woche. Das heißt, das war die letzte, die aktuellste Meldung. Ein junger Mann namens Jim Mannix ist im Big Cypress Swamp verschollen.«

Damonas Nackenhärchen stellten sich auf. »Weiter…«

»Er hat einen Brief bei seinem Anwalt hinterlassen, in dem er den Totengräber Syrgon…«

»Syrgon!« entfuhr es Damona. »Das ist unser Mann, Sheriff! Was ist mit ihm?«

»Wie soll ich Ihnen das sagen, wenn Sie mich nie ausreden lassen?« protestierte er. »Also, dem Brief dieses Jim Mannix nach soll dieser Kerl ein Mädchen in den Sumpf gelockt und dort getötet haben. Eine gewisse Julia Sallers. Muß die Verlobte von Mannix sein. Auf jeden Fall – dieser Syrgon ist seit dem Verschwinden von Mannix und Julia Sallers auch nicht mehr in seinem Dorf aufgetaucht.«

»Wie heißt dieses Dorf?«

»Corfock. Es liegt – warten Sie…«

»Wir haben eine gute Karte. Weiter, Sheriff.«

»Sie haben es wirklich eilig. Also. Dieser Mannix wollte Syrgon in seiner Hütte im Sumpf aufsuchen. Er muß gewisse Anhaltspunkte gehabt haben, über die er sich jedoch ausschweigt. Mannix ist nicht zurückgekehrt. Sein Anwalt hat den Brief vor einer Woche an uns übergeben. Wir haben nachgeforscht, jedoch keine Spur von einer Hütte im Sumpf gefunden. Allerdings…« Der Sheriff machte eine kurze Pause. »Allerdings sind Mannix und Julia nicht die einzigen, die im Lauf des letzten Jahres spurlos verschwunden sind. Insgesamt weist die Statistik über 50 Verschwundene aus. Rechnet man davon die üblichen Streuner und Weltenbummler ab, so bleibt dennoch ein erschreckend große Zahl übrig. Eine Zahl, die im letzten Jahr weit über dem sonstigen Durchschnitt liegt, Immer führte die letzte Spur zum Sumpf. Alle Nachforschungen, ja, ganze Swamp-Expeditionen,

blieben ergebnislos. Himmel, wenn Sie in diese Sache Licht bringen würden, Damona, dann…«

»Also Corfock. Danke Sheriff, ich melde mich wieder… wenn ich kann.« Damona wartete die Antwort des Sheriffs nicht ab, sondern hängte ein.

Sie klemmte sich wieder zu Mike in den Jaguar, und Mike ließ die goldbraune Rakete abziehen.

»Ich seh's dir an der Nasenspitze an. Du hast deine Spur.«

»Ja.«

»Und?«

»Wir müssen zuerst nach Corfock. Moment, ich brauche erst die Karte, dann kann ich dir den Weg sagen…«

***

Corfock war ein Dorf am Rande des Big Cypress Swamp. Die Häuser stemmten sich klein und windschief den Regenschauern entgegen. Vom Kirchturm schlug es blechern 14 Uhr, als Damona und Mike ankamen. Es war schon fast dunkel. Gewitterwolken hingen tief. Blitze zuckten, grelle Lichtbündel, die die blauschwarze Düsternis zerrissen und die schlammige Hauptstraße schimmern ließen. Es war ein trostloser Anblick, dieses Dorf.

Ringsum schloß sich Wald, Mischwald. Damona machte schattenhafte Tannen, Eichen und Birken aus. Umwuchert von Gebüsch und Gestrüpp, und dahinter begann laut Karte der Sumpf.

Niemand war auf der Straße. Bei diesem Wetter schickte man bekanntlich nicht einmal die Katze hinaus.

Aber hinter einigen Fenstern brannte Licht, und im Vorbeifahren konnte Damona sogar bleiche Gesichtsovale hinter den Scheiben gaffen sehen.

Mike brauste durch Corfock durch, der Jaguar wühlte Schlamm auf, ließ ihn nach hinten wegschleudern. Der Flitzer bockte und ruckelte, als er die holperige, aufgeweichte Straße nahm, aber er blieb nicht stecken.

Am Waldrand hielt Mike.

»Uns werden noch einmal Kiemen wachsen«, prophezeite Mike, als sie ausstiegen und ihnen der Regen ins Gesicht peitschte. »Sooft, wie wir mit Wasser aller Art zu tun haben.«

Er schaltete die Handlaterne ein, die er dem Wagenverleiher abgekauft hatte. Bleich stach der Lichtstrahl in die Düsternis. Der Boden war von zähem, glitschigem Gras überwuchert. Unter jedem Schritt federte er.

Damona und Mike drangen in die Wildnis des Sumpfes ein. Ein schmaler Weg schlängelte sich vor ihnen her. Von den Ästen tropfte Wasser. Aber hier im Dickicht waren sie doch wenigstens vor dem

Regen einigermaßen geschützt.
Es roch nach nassem Holz, nach faulender Natur, die ganze Umgebung triefte vor Nässe. Etwas abseits von dem einigermaßen sicheren Weg ragte Schilf auf. Darin raschelte es immer wieder. Huschende Bewegungen. Blätter wippten heftiger. Schatten verschwanden, tauchten wieder auf. Im Boden gluckerte und gluckste es.
Der Sumpf wurde allgegenwärtig. Vögel flatterten hoch, krächzten, ließen sich woanders wieder nieder.
Tiefer wagten sich Damona und Mike in die Sumpf-Wildnis hinein. Mike hatte es sich schon längst abgewöhnt, Fragen zu stellen.
Als Damona plötzlich anhielt, und sich daran machte, sich auszuziehen, sah er nur verwundert zu, nahm die Kleider, die sie ablegte, und kam sich überflüssig vor.
»Ich bin bald wieder zurück«, sagte sie dann ruhig.
Der Regen perlte über ihre samtigbraune Haut, hinterließ silberne Rinnsale und Spuren, und ein paar Herzschläge später war Damona naß bis auf die Knochen.
Sie aber kümmerte sich nicht darum, sondern schritt nackt wie Gott sie geschaffen hatte, in den Sumpf hinein…

***

Das Blut tropfte aus der Schnittwunde und fiel in kleinen, roten Perlen nieder.
Als es auf der schlammigen Oberfläche aufschlug, zerlief es sofort, vermischte sich mit Regenwasser und Morast.
Damona kniete auf einer kleinen, harten Grasinsel. Ringsum war der Sumpf. Intensiv roch es nach Moder und Verwesung. Außer dem Prasseln des Regens war alles still. Sämtliche Tiere, die diese Welt bevölkerten, schienen stumm geworden zu sein, als sie ihren Zauber begonnen hatte.
»Alain!« flüsterte sie.
Und es schien, als würde der kühle Wind, der über den Sumpf strich und ihren nackten Körper umhüllte, diesen Namen aufgreifen und davontragen.
»Alain Mendez!«
Wieder tropfte Blut in den großen Sumpf, wieder verband sich das kräftige Rot mit dem wässerigen Braun des Morasts und war verschwunden. Damona kniff die kleine, harmlose Schnittwunde zusammen. Ein letzter Tropfen quoll heraus.
Die magischen Worte waren gesprochen, der Bann wurde wirksam. Weißmagische Kräfte wurden wirksam. Damona spürte die Gegenwart von Erdgeistern und Trollen und Elfen. Unsichtbar umringten sie sie, kicherten, berührten sie zaghaft und stoben sogleich davon, als

Damona einen tiefen Atemzug tat.
Sie waren nicht ihre Feinde. Auch hatten sie keine Angst, sie waren nur vorsichtig, denn die Menschen hatten sie gelehrt, vorsichtig zu sein. Man durfte den Sterblichen nicht vertrauen. Bedenkenlos zerstörten sie noch unberührte Natur, trockneten skrupellos Moore aus und beraubten mit einem solchen Vorgehen nicht nur Vogelarten, die vom Aussterben bedroht waren, ihres natürlichen Lebensraumes, sondern auch die Geister…
Etwas geschah. Die Atmosphäre selbst schien sich zu verändern.
Zweige wiegten sich in einem heftiger werdenden Wind. Es raschelte, knisterte, knackte. Mike war von ihrem momentanen Standort aus nicht zu sehen; er war auf dem Waldweg zurückgeblieben.
Der Sumpf hatte sie nicht geschluckt. Sie hatte auf der trügerischen Oberfläche gehen können, ohne tiefer als bis zu den Knöcheln einzusinken. Es blubberte neben Damona. Schleifende Geräusche erklangen ein paar Yards vor ihr. Lauter wurde das gespenstische Lied des Windes. Der Regen prasselte weiterhin in ungestümer Wucht auf ihren ungeschützten, geschmeidigen Körper herunter.
»Alain…«, sagte Damona jetzt lauter.
Und diesmal bekam sie eine Antwort.
»Ich bin hier«, hörte sie eine grollende Stimme sagen. »Ich wußte, daß du kommst, Damona, Chérie. Deine Mutter Vanessa hat es mir gesagt. Ich wußte es aber auch schon zuvor. All die unglücklichen Menschen, die von Syrgon, dem teuflischen Totengräber, in diesen Monster-Sumpf verschleppt worden sind…«
Das Schleifen wurde lauter, platschende Schritte kamen hinzu, dann teilte sich linker Hand von Damona der Schilfgürtel.
Ein riesenhafter, monströser Alligator kroch auf Damona zu.

***

»Ich bin durstig!« knurrte Boscentis, der Vampir, unbeherrscht.
Syrgon grinste, starrte den Vampir jedoch nur an und sagte nichts.
»Wir haben uns jetzt lange genug geduldet. Monsieur Zarangar kommt nicht mehr. Er hat uns die Unsterblichkeit gegeben, er will, daß wir ihm treue Dienste tun. Also müssen wir gestärkt sein.«
Auch die anderen Vampire regten sich jetzt. Insgesamt waren es sechs, mit Boscentis. Bleich und eingefallen wirkten ihre Gesichter.
Wenn sie sprachen, dann sah man die großen, schillernden Vampirhauer in ihren Mäulern.
Syrgon verachtete die Blutsauger, zeigte es ihnen jedoch nicht. Sie waren Zarangars Trumpfkarte. Er sollte sie bei Laune halten.
Er hatte sie in einer schäbigen, stinkenden Hütte versammelt und sich erzählen lassen, was auf dem Totenschiff passiert war. Zarangar war wütend, daß sein Plan nicht hundertprozentig geklappt hatte.

Nun, er, Syrgon, brauchte sich keine Vorwürfe zu machen. Er hatte nicht gepfuscht.

Draußen platschte der Regen vom Himmel, der Sumpf ertrank.

Die Baumkronen rauschten im Wind. Eine unheimliche Stimmung herrschte. Syrgon spürte sie auch, und er fröstelte. Seltsam, er hatte noch nie Angst vor der Natur des Sumpfes gehabt, weil er hier sozusagen groß geworden war. Aber heute war da etwas… Er schüttelte sich. Von seinen blutgierigen Gästen jedenfalls kam seine Angst nicht. Die Bestien Zarangars bedeuteten für ihn keine Gefahr. Sie waren angewiesen, ihn zu respektieren. Zarangars Befehle banden sie.

Wenigstens solange ihre Blutgier immer pünktlich und zuverlässig gestillt wurde, schränkte der Ex-Totengräber ein.

»Hast du nicht gehört, Alter?« knirschte jetzt John Walker. Seine Haut wirkte durchscheinend, wächsern, fast konnte man darunter das Aderwerk sehen. Die Kleidung des Millionärs war dreckig, naß, doch war ihm dies egal. Als Vampir hatte er andere Interessen als ein perfektes Äußeres.

Boscentis richtete sich auf. Seine dunklen Augen schienen in Blut zu schwimmen, was seine Erregung bezeichnete.

»Wenn du uns keine von deinen hübschen Menschenexemplaren holst, werde ich das selbst tun!«

»Bitte, niemand hindert dich.«

Boscentis warf ihm einen eigenartigen Blick zu, dann wandte er sich ab, ging zur Tür, stieß sie auf und verschwand in der Regennacht. Die Tür ließ er offenstehen, und der Regen schaufelte buchstäblich Wassermassen ins Innere. Fauchend rückten die anderen Vampire näher zusammen.

»Nur Wasser, Freunde. Kein Weihwasser«, sagte der Totengräber spöttisch.

***

Die Angst brachte sie fast um, aber als der hochgewachsene Mann kam, und sie plötzlich wieder ihren Körper spüren konnte, flackerte auch so etwas wie eine vage Hoffnung in ihr auf.

Julia Sallers versuchte zu sprechen. Sie brachte nur ein krächzendes Stammeln zustande.

»Die Anderen… Helfen Sie … Bitte … Nicht…«

»Schnauze halten und mitkommen!« herrschte der Mann sie an.

Da wußte Julia Sallers, daß dieser Mann nicht gekommen war, um ihr und ihren Schicksalsgefährtinnen und -gefährten zu helfen.

Nein, er hatte etwas Schlimmeres mit ihr vor, vielleicht sogar etwas noch Schlimmeres als das Herumstehen in dieser Alptraumhöhle –Den Impuls, davonzurennen, konnte sie nie verwirklichen.

Zwar konnte sie ihr Blut wieder in ihrem Körper kreisen spüren, zwar konnte sie sieh wieder wahrnehmen, sich wieder – unter Schmerzen – bewegen – aber da war dieser zwingende, hypnotische Blick aus den blutroten Augen des Mannes.

»Du gehörst mir. Ich mache dich zu meiner Braut. Lange genug mußtest du hier unten warten«, flüsterte der Unheimliche.

Und er sah sie noch immer an.

Etwas sickerte durch Julias Augen in ihr Gehirn. Sein Wille! Der Wille eines Vampirs!

Sie begriff, als er seine schmalen, blutleeren Lippen zu einem satanischen Lächeln verzog und die übergroßen, spitzen Vampirhauer entblößte.

Da war allerdings schon alles zu spät.

Sie hatte keinen eigenen Willen mehr, sondern ging wie ein kleines Kind gehorsam vor dem Blutsauger her, schritt die Treppe empor.

Regen wehte in ihr Gesicht. Sie verzog keine Miene. Sie spürte es und spürte es doch wieder nicht.

Halt!, wisperte es in ihrem Gehirn. *Ich muß noch zwei andere holen.*

Meine Gefährten sind sehr durstig!

Sie gehorchte. Reglos stand sie in der Finsternis.

Da hörte sie Schritte.

Schleichende, vorsichtige Schritte. Jedoch konnte sie niemanden sehen. Regen und Nebel verbargen alles, verwischten die Umgebung zu schwarzen Schemen und verzerrten jedes Geräusch.

Ihr Herz hämmerte.

Aber im nächsten Augenblick schon setzte es beinahe aus, als wie ein Phantom der Vampir wieder neben ihr auftauchte. In seiner Begleitung waren zwei Frauen. Ausdruckslos waren ihre Gesichter: Sie waren ebenfalls in seinem teuflischen Bann.

Bleich und schmal waren sie, hübsch, die eine blond, mit Augen, die sicher sehr ausdrucksvoll dreinblicken konnten, die andere schwarzhaarig, klein, mit einem großen Busen. Mehr konnte Julia Sallers nicht sehen, denn schon kam der Befehl des Vampirs, loszugehen.

Das Schlagen der Totenuhr blieb zurück, wurde leiser, verstummte jedoch für Julia Sallers nicht. Zu lange hatte sie dieses grauenvolle Schlagen hören müssen, Stunden, Tage, Wochen – vielleicht sogar Monate. Sie hatte jedes Zeitgefühl verloren und konnte es nicht sagen.

Julia Sallers sah voraus in der verwaschenen Dunkelheit einen Lichtflecken auftauchen. Die Umrisse einer kleinen Kate. Tief war das Schilfdach heruntergezogen, es gab nur zwei kleine Fenster. Das Glas glänzte trübe im Regen.

Auf diese Hütte schritt die kleine Prozession zu. Den Vampir fühlte Julia Sallers rechts hinter sich. Kälte strahlte von ihm aus, die

regelrecht in sie einsickerte.
Noch drei Schritte bis zur offenstehenden Hüttentür.
Was würde sie dahinter erwarten?
Da loderte ein gewaltiger, greller Blitz vom Himmel, blauviolettes Licht leuchtete die Szene aus, ein polternder Donnerschlag krachte und ließ die sumpfige Erde zittern.
Dann fiel Julias entsetzter Blick auf den riesenhaften schwarzbraunen Alligator, der sich aus dem regentriefenden Unterholz schob, und im nächsten Sekundenbruchteil stand die schwarzhaarige Frau wie hingezaubert da, riß die Rechte hoch, in der es metallisch schimmerte, dann bellte ein Schuß, eine orangefarbene Feuerblume blühte auf, und Julia spürte den siedendheißen Luftzug an ihrer Wange und schloß endgültig mit dem Leben ab…

***

Der schwarzhaarige Engel war niemand anders als Damona King!
Noch einmal feuerte sie, und Boscentis, der Vampir, stieß ein krächzendes Wimmern aus, faßte sich an die Brust und verkrallte die Finger dort, wo die Kugeln in seinen Vampir-Leib gefahren waren.
Er brach in die Knie, Dämpfe wallten auf und wie eine Säure zerfraß die zerstörerische Wirkung der Silbergeschosse den Vampir.
Noch einmal bäumte sich Boscentis auf, dann war es vorbei. Er kippte um. Alain Mendez schnappte sich die Überreste. Damona aber war schon längst wieder unterwegs.
Mike Hunter tauchte rechts neben der Türöffnung auf.
Damona hetzte zu ihm und plazierte sich links. Drinnen wurde Geschrei laut. Fauchen. Aggressives Grollen. Flattern.
Dann kam die Vampirbrut.
Der Schuß hatte sie aufgescheucht.
Einige stürzten in ihrer menschlichen Gestalt heraus, andere kamen als gewaltige Fledermäuse. Es ging blitzschnell. Ein Rauschen und Knattern erfüllte die Luft.
Irgendwo klirrte es.
Mike feuerte. Die erste Fledermaus wurde in die Kate zurückgestoßen, kreischte und vollführte einen irren Taumel.
Zwei weitere kamen. Damona und Mike warfen sich vor, drängten die Vampire zurück und schossen. Die beiden Luger-Pistolen spien Tod und Verderben in die Hütte hinein.
Der vierte Vampir wuchtete sich von oben herunter. Damona wurde von scharfen Hauern getroffen, wich aber nach links weg, brachte die Luger hoch und drückte ab. Zweimal. Dreimal. Die Silbergeschosse fuhren aus dem Lauf und zerfetzten die Kleidung der Vampire. Wo die Haut zum Vorschein kam, zeigte sich kein Blut, denn das hier waren keine Menschen mehr – das Fleisch wirkte verbrannt, und es löste sich

irrsinnig schnell weiter auf.
Mike räumte in der Hütte auf. Schüsse bellten. Die Vampire hatten keine Chance. Damona folgte ihm, sicherte nach hinten ab.
Schaurige Todesschreie hallten durch die aufgewühlte Regennacht.
Die Todesschreie der Vampirbrut!
Ein paar Augenblicke später war alles vorbei. Der letzte Vampir war tot, begann sich zu zersetzen und zu einer stinkenden, schwarzen, schlackeartigen Masse zusammenzufallen. Ein öliger Fleck war alles, was von ihm übrig blieb.
»Das macht insgesamt sechs.« Mike ruckte wild herum. »Wo ist Syrgon, der Totengräber?«
Der Alte war weg. So sehr Damona und Mike auch fluchten, er hatte entkommen können. Eines der nach hinten hinausführenden Fenster war zerschlagen worden. Dort hinaus mußte Syrgon geflohen sein.
Damona stürmte aus der Hütte, hörte das Knacken und Krachen eines schweren Körpers, der sich in ungestümer, blinder Flucht durchs Unterholz davonmachte.
Ein paar Schritte rannte sie ihm nach, dann gab sie auf. Es war aussichtslos. Die Finsternis, der Regen und der Nebel, die ihnen bisher so wertvolle Hilfe geleistet hatten, waren jetzt auf Seiten Syrgons.
Sie kehrte um. Mike kümmerte sich bereits um die drei befreiten Frauen. Eine von ihnen war Julia Sallers. Sie war die einzige, die nicht besinnungslos geworden war, als der Bann des Vampirs mit dessen Tod zersplittert war.
Von ihr erfuhren Damona und Mike auch, wo der Einstieg zu Zarangars Totenhöhle lag.
Als sie hinunterstiegen und die erstarrten Menschen vorfanden, verschlug es Damona den Atem. Sie hatte schon viele grausame Dämonenfallen gesehen, wußte auch, daß die Schwarzblütler wahre Teufel waren, doch dies hier… Der Ekel und die Abscheu schnürten ihr die Kehle zu.
Sie zerschlugen die Totenuhr.
Aus den Menschenkörpern, die zu Holz geworden waren, wurden wieder normale Körper. Das Leben hatte die unglücklichen Gefangenen der Totenhöhle wieder, aber es würde sicherlich noch lange dauern, bis sie über diesen furchtbaren Schock hinweggekommen sein würden.
Dann schloß Mike Hunter seine Mutter in die Arme, und die sonst so schrullige alte Dame weinte und schämte sich ihrer Tränen und ihrer Rührung nicht.
»Ihr beiden Teufelskerle… ihr Teufelskerle«, flüsterte sie unter Schluchzen immer wieder. Und auch Corinna Stier und die anderen Geretteten lagen sich in den Armen.
Als sie die Totenhöhle verließen, war Alain Mendez, der Alligator-

Mensch, der Damona und Mike zu Syrgons Versteck geführt hatte, verschwunden.

Sein Jagdinstinkt hatte ihn überwältigt.

Er holte sich einen Teufel in Menschengestalt – Syrgon, den dämonischen Totengräber.

***

Der Rest dieses gespenstischen Falles ist schnell erzählt.

Alle Gefangenen der Totenhöhle überstanden das Grauen wohlbehalten. Damona kämpfte sich am nächsten Morgen mit Alain Mendez, der zurückgekehrt war und sehr selbstzufrieden wirkte (soweit man dies einem Alligator ansehen konnte), nach Corfock durch. Am Rande des Sumpfes wartete bereits ein Aufgebot, das der Sheriff von Fort Myers auf die Füße gebracht hatte.

Rettungshubschrauber bargen die Gefangenen und brachten sie in das Fort Myers Hospital.

Ein anderer Hubschrauber holte den kleinen Markus Stier aus Fort Lauderdale, damit der Junge seine Mutter in die Arme schließen konnte.

Den Ärger, den die VIPs Damona wie angedroht an den Hals hängen wollten, vergaßen sie bei den Begeisterungsstürmen, die die Bevölkerung der schwarzhaarigen Dämonenjägerin zukommen ließ.

Ein Wermutstropfen allerdings blieb. Zarangar war noch immer auf freiem Fuß.

Aber sie würden ihn sich kaufen, das stand fest.

Damona und Mike blieben noch zwei Tage in Fort Myers, und erholten sich von den Strapazen. Dann besuchten sie noch einmal Corinna Stier im Krankenhaus. Der hübschen Blondine ging es schon wieder hervorragend, am liebsten hätte sie das Krankenhaus mit Damona und Mike verlassen, aber da hatten die Ärzte auch noch ein Wörtchen mitzureden.

»Was werden Sie jetzt tun?« fragte Corinna.

»Zarangar auf die Zehen treten«, brummte Mike lakonisch und lächelte verwegen.

»Wissen Sie denn, wo Sie ihn finden können?«

»Er ist ein sehr reicher, sehr bekannter Mann. In Paris kennt ihn jedes Kind. Er ist ein Börsengenie.«

»Die Schwierigkeit aber bleibt, an ihn heranzukommen«, erklärte Damona. »Wir können ihm nämlich nichts nachweisen.«

»Uff. Dann haben Sie ja trotzdem noch allerhand vor.«

»Ja, aber das soll Sie jetzt nicht belasten. Wir schreiben Ihnen irgendwann, okay?«

»Einverstanden. Vielleicht sehen wir uns auch einmal wieder.«

Sie verabschiedeten sich, versprachen sich auch, in Verbindung zu

bleiben, dann gingen sie.
Draußen auf dem Korridor kam ihnen Markus entgegengelaufen.
Mit einem Jauchzer fiel er Damona um den Hals. Dann Mike. Dann wieder Damona.
»He, he, laß uns am Leben, du kleiner Goliath!«
»Danke!« sagte der Kleine dann nur.
Mehr Worte brauchte es auch nicht. Das kleine Jungengesicht strahlte so, das sagte alles.
Markus schenkte Damona und Mike einen kleinen Zettel. Er knöpfte ihr das Versprechen ab, daß sie ihn erst im Flugzeug öffnete.
Natürlich hielt sich Damona an dieses Versprechen.
Erst als sie in der kleinen Cessna saß, die sie nach Miami brachte, faltete sie das Stück Papier auseinander – und mußte lachen.
Neugierig schaute Mike her.
Markus hatte mit seiner ungelenken Kinderschrift den Spruch des Jahres für Damona und Mike aufgeschrieben.
Auf dem Zettel stand: VAMPIRE? NEIN DANKE!

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 75 »Odyssee im Totenreich«
[2]Siehe Damona King Nr. 78 »Das Ende der Blutgötter«
[3]Siehe Damona King Nr. 26 »Die Mönche des schwarzen Kreises«
[4]Siehe Damona King Nr. 3 »Gefangen im Monster-Sumpf«, und folgende